Die für den „Grünen Heinrich 2007“ eingereichten Texte

Name	Klst.	Titel	Gattung	Seite
Tanja Bolduan, 7.1	7/8	Marie, Sonja und Fridolin	Erzählung	2
Susanna Bösl, 7.2	7/8	Ein Freund für die Ewigkeit	Erzählung	5
Louisa Staff, 7.3	7/8	Eine ungewöhnliche Verbindung	Erzählung	8
Grace Montana Heinze, 7.3	7/8	Der etwas andere Traum	Erzählung	11
Nadine Nitschke, 7.3	7/8	Wie ein Prinz ein Fido wurde	Erzählung	15
Nadine Mährländer, 7.3	7/8	Lissy, die andere	Erzählung	18
Jessica-Jacqueline Schmidt, 7.1	7/8	Eine schwierige Entscheidung	Erlebnisbericht	25
Isabella Stumpf, 8.1	7/8	Höhenflug	Gedicht	26
Lisa Halfmann, 8.2	7/8	Hannas Freund	Erzählung	27
Lilian Helmich, 9.3	9/10		Erzählung	34
Lynn Schmökel, 9.4	9/10	Die Katze, die mir in die Nase biss	Gedicht	42
Marsha Jamrath, 10.1	9/10	Die kosmische Liebe	Betrachtung	43
Milena J. Gegios, 10.2	9/10	Griechische Katzen	Essay	44
Valentin Pitzen, 10.4	9/10	Die Katze	Erzählung	45
Carlos und Hanyah Holletzek, 11.1/02	11/13	Lämmer-Dilemma	Gedicht	49
Sami Simon, 02	11/13	Mensch und wir	Gedicht	51
Rouben Diallo, 02	11/13	Die Tragödie des Bären	Erzählung	52
Franziska Ditten, 11.2	11/13	Der Esel und die Affen	Fabel	56
Sophie Neuser, 04	11/13	W*affe*ntheater mit K*affe*	Gedicht	57
Martin Wolf, 04	11/13	Die chemische Katze	Szene/Gedicht	58
Christopher Paul, 04	11/13	Ein fabelhaftes Märchen	Gedicht	60
Sophie Weber	11/13	Rotkäppchen und Wölfchen	Märchen	62
Irena Sulaver, 11.1	11/13	Gut gebrüllt, Bär	Gedicht	63

Anmerkung: Die Rechtschreibung wurde weitgehend der neuesten deutschen Rechtschreibung angepasst.

Tanja Bolduan (7.1)

Marie, Sonja und Fridolin

Marie war 13 Jahre alt und lebte im heutigen Hannover zusammen mit ihrer kleinen Schwester Tina, ihren Eltern Peter und Bettina und mit ihrem grünen Vogel Fridolin, der einen blauen Kopf und einen roten Schnabel hatte. Natürlich durfte man ihre beste Freundin Sonja nicht vergessen. Die beiden waren ein Herz und eine Seele. Sie verbrachten jeden Tag Zeit miteinander. Doch an einem Tag (um es genau zu sagen, am 27. Februar. 1943) haben Maries Eltern ihr die schlechte Nachricht übermittelt. "Der Weltkrieg ist zu gefährlich" sagten sie, "und deshalb flüchten wir. Weit weg von hier, einfach weit weg". "Es tut uns sehr leid für dich und Sonja", fügten sie hinzu.

In diesem Moment brach über mir eine Welt zusammen. Wie sollte ich ohne Sonja auch nur einen Tag weiter wie gewohnt überstehen? Ich stellte mir im Laufe der restlichen vier Tage, die wir noch daheim blieben, andauernd solche Fragen. „Ich verstehe gar nichts mehr“, mit diesem Satz schlief ich jeden Abend ein. Ich habe mich nicht auch getraut Sonja irgendetwas davon zu erzählen, weil ich Angst vor ihrer Reaktion hatte. Aber zu gehen, ohne mich von ihr zu verabschieden? Nein. Das könnte ich auf gar keinen Fall machen, dazu wäre ich nicht in der Lage. Also schrieb ich ihr einen Brief.

Liebe Sonja,
es tut mir von Herzen weh dir diesen Brief zu schreiben zu müssen, aber ich habe mich einfach nicht getraut es dir persönlich zu sagen, und zwar, dass ich zusammen mit meiner Familie und meinem geliebten Fridolin geflüchtet bin. Bitte vergiss mich nie. Ich jedenfalls werde dich nie in meinem ganzen Leben vergessen und ich werde dich, so schnell ich kann, besuchen kommen, aber das kann ein paar Monate oder auch ein paar Jahre dauern. Ich hab dich lieb. Marie.

Als ich diesen Brief schrieb, saß mein Vogel Fridolin die ganze Zeit auf meiner Schulter und sah sich jede Zeile ganz genau an. Verstand er etwa, was ich da schrieb? Ach nein. Wie soll ein Papagei einen Brief an meine beste Freundin verstehen? Das ist ja unmöglich. Aber trotzdem verließ mich das verrückte Gefühl nicht, dass er jedes Wort verstand. Bestimmt ist das alles nur Einbildung, weil ich Sonja so wahnsinnig vermisse.

Drei Jahre vergingen.

Der zweite und schlimmste Weltkrieg ist nun zu Ende. Meiner Familie geht es gut, außer dass wir sehr große Geldprobleme haben. Ich weiß leider nicht, wie es Sonja geht und ob sie überhaupt noch lebt. Ich hoffe es, denn diese wunderschöne Zeit mit Sonja zusammen, die bei meiner Geburt anfing, möchte ich einfach nicht

vergessen. Ich sprach jeden Abend mit Fridolin und obwohl er mir nicht antwortete, hatte ich das Gefühl, dass er mir die ganze Zeit sehr aufmerksam zuhörte. Und zwei Wochen später geschah dann das Unvorstellbare. Fridolin sprach mit mir. Er erzählte mir von seinen Gedanken, seinen Ideen, wie ich herausfinden könnte, wie es Sonja geht und noch so viel mehr. Und er erzählte mir, dass er wirklich in meinen Brief Zeile für Zeile und Wort für Wort gelesen und verstanden hatte. Ich konnte gar nicht glauben, was da in diesem Moment geschah. Wieder am 27. Februar, aber diesmal 1946, wollte ich dann nun endlich wissen, wie es Sonja ging. Es fielen mir und Fridolin sehr viele Ideen ein, um herauszufinden, wo Sonja lebte. Doch eine davon gefiel mir am besten. Ich wollte zuerst Fridolin losschicken. Doch ihm war das noch zu riskant. Aber ich habe mich zu dieser Zeit auch noch nicht alleine getraut durch all die verschiedenen Städten zu reisen. Zwei Monate überlegte ich, ob ich reisen, warten oder gleich ganz aufhören sollte. Und in letzter Zeit hatte ich oft einen merkwürdigen Traum, der mich Nacht für Nacht verfolgte. Ich träumte, dass ich fliegen könnte und somit jeden Monat Sonja besuchen konnte. Das geschah dann aber auch. Nach drei Jahren und zwei Monaten konnte ich endlich wieder zu Sonja. Ich sagte meinen Eltern nichts von alledem.

Dann endlich am 3. Mai. 1946 floh ich von daheim, breitete meine Flügel aus und flog los. Auf einmal sah ich Sonjas Eltern. Ich flog herab zu ihnen und fragte, wo ich Sonja finden würde. Die Mutter brach weinend zusammen genau in den Armen von Sonjas Vater. Ich fragte mich, was denn los sei. Da fiel dem Vater wieder ein, wer ich überhaupt war. "Bist du nicht die beste Freundin von Sonja gewesen?" "Gewesen?" schrie ich auf einmal los. "Ich bin ihre beste Freundin und werde es auch immer sein". Der Vater bat mich ins Haus. Zuerst legte er seine Frau ins Bett und erzählte mir dann dir ganze Geschichte.

"Sonja wollte dich aufspüren. Sie war gerade eine Straße weiter. Und dann geschah es." "Was geschah denn???" Mir standen die Tränen in den Augen. "Ein Soldat hat Sonja eine Bombe genau in den Bauch geschossen.“ Ich fing an zu weinen. Wegen mir ist meine beste Freundin Sonja gestorben. "Möchtest du sie sehen?" Ich nickte mit dem Kopf. Er führte mich in Sonjas Kinderzimmer. Dort lag sie in ihrem Bett. Mit einem weißen Kleid und mit meinem geschriebenem Brief in den Händen. "Wir können uns keine Beerdigung leisten", sagte der Vater. Plötzlich fiel mir ein, dass ich doch Flügel hatte und dass wir Sonja auf unserer Geheimwiese beerdigen könnten. Ich schlug diesen Vorschlag vor und der Vater war begeistert. Ich übernachtete dort in Sonjas Haus und gleich am Morgen des nächsten Tages nahm ich mir eine riesengroße Decke und wickelte die drei darin ein. Dann flog ich los. Zwei Stunden später waren wir an Sonjas und meiner Lieblingswiese angekommen. Als wir sie beerdigt hatten, flüsterten wir ihr schöne Worte zum Abschied ein und zum Schluss, als wir das Grab schon verschlossen hatten, legten wir noch ein paar Blumen auf das Grab. Nachdem das geschehen war, flog ich nach Hause, wo Fridolin und meine Eltern schon sehnsüchtig auf mich warteten. Meine Eltern nahmen mich in die Arme und drückten mich. Am Abend setzen wir

drei uns an den Tisch und ich erzählte ihnen die ganze Geschichte. Von Sonja und ihrer Beerdigung, von Fridolin, der sprechen kann und von ihren Flugkünsten, die ich auf einmal bekam. Ich holte Fridolin mit an den Tisch. Und wir redeten den ganzen Abend weiter.
Jedenfalls waren meine Eltern und Fridolin froh, das ich wieder zu Hause war.

Genau zwanzig Tage später versuchte ich erneut zu Sonjas Grab zu gelangen. Und es funktionierte auch. Ich flog dorthin und kniete mich vor Sonjas Grab. Ich weinte und dachte an unser erstes Zusammentreffen. Als ich mich auf den Heimweg machte, fühlte ich schon etwas Komisches. Doch als ich dann zu Hause angekommen war, verschwanden meine Flugkräfte und ich konnte nie mehr in meinem ganzen Leben fliegen.

Ich habe gelernt mich damit abzufinden. Noch heute denke ich manchmal an Sonja. Aber ich habe gelernt auch damit umzugehen und habe mit diesem Abschnitt meines Lebens abgeschlossen.

Doch es ist trotzdem schade, dass Sonja von uns gegangen ist. Ich besuche sie regelmäßig an ihrem Grab. Ach ja, und Fridolin spricht auch nicht mehr. Aber ich versteh ihn trotzdem, weil ich ihm beigebracht habe, dass er mir für bestimmte Aussagen bestimmte Zeichen macht.

Susanna Bösl (7.2)

Ein Freund für die Ewigkeit

Als ich heute vor einer Woche aufwachte, ahnte ich noch nichts von dem Unheil, das dieser Tag mit sich bringen würde. Es war ein typischer Herbsttag .Grau, verregnet und still. Keine Vögel zwitscherten und keine Menschen waren auf den Straßen.

Während ich hinunter in die Küche ging, sprang mein Hund Kaira mir Schwanz wedelnd entgegen und schleckte mir mein Gesicht ab. Lächelnd kraulte ich ihren Rücken. Meine Eltern waren schon in der Arbeit, wie jeden Morgen. Eigentlich war nicht hier ihr zu Hause. sondern in der Arbeit oder bei Freunden. So was wie Familie kannten sie nicht.

Ich schaltete das Radio ein und machte mir Frühstück. Müsli mit Rosinen und Schokoladen Stückchen. Vielleicht nicht gerade eine Delikatesse, aber zum satt werden reichte es allemal. Ein Sturm war für diesen Tag angekündigt worden. Ich dachte mir nicht viel dabei, doch trotzdem beschloss ich nach dem Frühstück alle nach draußen führenden Türen und Fenster zu schließen. Mit Kaira im Schlepptau lief ich durchs Haus und verriegelte noch offen stehende Fenster mit großer Sorgfalt.

Auf dem Weg in mein Zimmer kam ich an dem Foto meiner Eltern vorbei und wurde erst wütend, dann traurig.“ Warum seid ihr nie da?“ flüsterte ich. Sofort merkte ich, wie dieses beklemmende Gefühl in mir aufstieg, das ich immer fühlte, wenn ich an die beiden dachte. Doch dann, als hätte ich sie gerufen, kam Kaira angerannt, hockte sich vor mich und guckte mich so an, als wollte sie sagen: He, du hast ja noch mich, du wirst sehen, ich bleibe solange, wie du mich bei dir haben willst! Dann schleppte sie sich aus dem Zimmer. Ich guckte ihr verwundert hinterher und schüttelte den Kopf. Nachdem ich es mir gemütlich gemacht hatte, nahm ich mir ein Buch. Zum Lesen kam ich jedoch nicht mehr, da ich kurzerhand einschlief.

Als ich aufwachte und aus dem Fenster guckte, sah ich umgefallene Bäume, eingestürzte Dächer und kaputte Autos. Ich war erschrocken darüber, welche Schäden der Sturm angerichtet hatte. Ich stieg, noch immer unter Schock, von meinem Bett.

Auf dem Weg zum Bad fiel mir auf, dass es erstaunlich ruhig in unserem Haus war. Es kam kein Hund auf mich zu gerannt, um mich zu begrüßen oder um nach Futter zu betteln. Ich dachte mir nichts dabei und ging, nachdem ich stehen geblieben war, weiter in Richtung Bad. Als ich jedoch bemerkte, dass die Wohnzimmertür meiner Eltern zur Hälfte offen stand, wurde ich stutzig, da diese immer geschlossen war. Ich ging hinein und bemerkte erst jetzt, dass die Terrassentür offen stand. Dumm wie ich war, hatte ich diese Tür nicht verriegelt, da dieses Zimmer für mich und für Kaira sowieso tabu war.

Und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Kaira lag nicht in ihrem Körbchen und schlief, nein. Sie war ins Zimmer geschlichen und nach draußen getapst. Ob vor oder nach dem Sturm wusste ich nicht, doch ich flehte trotzdem, dass sie sich erst vor ein paar Minuten vom Acker gemacht hatte. Ich guckte aus dem Fenster und sah meinen Hund regungslos unter einem Ast begraben liegen. Um sie herum hatte sich eine Blutlache gebildet. Ohne nachzudenken schnappte ich mir die Wolldecke vom Sofa und rannte so schnell ich konnte hinaus. Ich wuchtete den Ast zur Seite, faltete die Decke ungeschickt auseinander, hob Kaira an und legte sie auf das teure Designerstück. Anschließend wickelte ich sie so ein, dass ich sie problemlos tragen konnte. Im Haus suchte ich nach dem Autoschlüssel meines Vaters und fand ihn auch kurz darauf. Ich hatte zwar einen Führerschein, doch ich war keine gute Autofahrerin und mied es so gut ich konnte mich ans Steuer zu setzen. Wenn ich so schon miserabel fuhr, wie würde es dann erst sein, wenn ich, wie jetzt, total aufgewühlt war? Erst legte ich meinen Hund auf den Beifahrersitz, dann stieg ich selbst in den silbernen BMW. Ich musste erst überlegen, bevor ich den Motor

startete und den ersten Gang einlegte. Dann fuhr ich los durch Straßen, Gassen und über Kreuzungen, bis ich merkte, dass ich nicht in Richtung Tierklinik, sondern genau entgegengesetzt zum Krankenhaus fuhr.

An einer roten Ampel machte ich kehrt und fuhr mit 80 km/h in die entgegengesetzte Richtung. Auf einmal kam mir ein anderer Wagen entgegen und rammte mich. Im ersten Moment war ich wie gelähmt. Ich war mit dem Kopf ans Lenkrad geknallt und hatte höllische Schmerzen. Der Autofahrer des roten Volvos kam wütend auf die Fahrertür zu, doch als er mich sah, veränderte sich seine Wut aus irgendeinem Grund in Besorgnis. Ich guckte in den Seitenspiegel und sah, wie mir das Blut über das Gesicht floss. Zwar nicht doll, aber es tat trotzdem höllisch weh. Inzwischen hatten sich andere Autofahrer, Fußgänger und sogar die Polizei um den Unfallort versammelt. Ich guckte neben mich und sah, dass die Decke, die meinen Hund umwickelte, auch schon Blut eingesaugt hatte. Ich wurde panisch, nahm Kaira behutsam vom Sitz, stieß die Fahrertür auf und rannte los. Die herumstehenden Leute starrten mir nur verdattert hinterher. Ihnen ging dass wahrscheinlich viel zu schnell, was mir sehr recht war. Niemand würde mir hinterherlaufen oder mich versuchen zurückzuhalten. Auch die Polizei hatte, so wie es aussah, nicht damit gerechnet, dass ich abhauen würde. Die meisten von ihnen kratzten sich verwundert am Kopf oder flüsterten sich etwas zu. Das war das einzige, was ich noch mitbekam, denn ich war schon hinter der nächsten Ecke verschwunden, ich rannte und rannte. So schnell und unermüdlich, wie ich wahrscheinlich noch nie in meinem Leben gerannt war. Ich wusste zum Glück, wo ich hinmusste. Schließlich war ich oft genug in dieser Tierklinik gewesen. Ich war fast da, als ich vor mir ein Polizeiauto sah. Ein Beamter rief mir zu, dass ich stehen bleiben solle und unbedingt zum Arzt müsse, da ich schwer verletzt war. Doch ich rannte einfach weiter. Langsam wurde mir schwindlig, doch meine Beine trugen mich noch weiter. Dann stand ich vor der Tür. Ich öffnete sie. Hinter dem Empfangstresen saß eine ältere Dame und feilte sich die Nägel. Als sie mich sah, guckte sie etwas besorgt, dann sah sie Kaira und meinte anscheinend zu wissen, was passiert war. Sie sagte, ich solle mit ihr mitkommen, und ging dann mit zügigen Schritten den Gang entlang. Wortlos folgte ich ihr. Mit den Gedanken bei meinem Hund betete ich. Wir blieben vor einer großen, weißen Tür stehen. Wortlos nahm sie mir meinen Hund ab und fragte mich nach meinem und Kairas Namen. Dann verschwand sie. Ich hörte sie mit einer anderen, unbekannten Stimme sprechen. Ich setzte mich auf einen der Stühle, in diesem Teil der Praxis war ich noch nie gewesen. Der Flur war hellblau gestrichen und es hingen Bilder an den Wänden. Der Boden war gefliest. Der Schmerz in meinem Kopf wurde stärker. Nach ca. 15 Minuten kam die Arzthelferin wieder aus dem unbekannten Raum. Mit Verbandszeug bewaffnet kam sie auf mich zu. Erst wehrte ich mich, doch als ich merkte, dass ich ihr sowieso unterlegen war, gab ich auf. Sie wischte mir das Blut aus meinem Gesicht, desinfizierte meine Wunde und verband sie anschließend. Ich zuckte ein paar Mal zusammen, da ich solche Berührungen nicht gewohnt war. Doch eigentlich war mir meine eigene Verletzung vollkommen egal. Ich wollte nur wissen, wie es meinem Hund ging, doch aus Angst, es könnte etwas Schlimmes sein, schwieg ich. Als sie fertig war, ging sie wieder durch die große Tür. Wie viel Zeit wohl inzwischen vergangen war? Ich wollte gar nicht daran denken, was mich außerhalb dieses Gebäudes erwarten würde. Eine Anzeige auf Grund von Fahrerflucht, obwohl ich ja einen guten Grund zum wegrennen hatte. Die Polizei und andere betroffene Leute würden es nicht verstehen, wenn ich ihnen diese Geschichte erzählen würde. Sie würden es für eine billige Ausrede halten oder mich ins Irrenhaus einweisen lassen, da ich mein Leben für einen Hund riskiere. Doch sie wissen nicht, wie es ist allein gelassen zu werden, niemanden zu haben außer einem Hund. Doch solange ich diesen habe, brauchte ich nichts anderes.

Nach einer Weile kam die Helferin mit einem betretenen Blick hinaus. Gefolgt von einer weiteren Frau, die anscheinend die zuständige Ärztin war. „Dein Hund ist dir sehr wichtig, oder?“, fragte mich die Ärztin. Ich nickte und guckte sie mit gesunkenem Blick durch die Wimpern an. Sie seufzte und sagte anschließend:“ Das, was ich dir jetzt sagen werde, wird dir nicht gefallen, aber ich sollte es wohl trotzdem tun.“ Ich nickte wieder.

„Also deine Hündin…“, fing sie an. „Ja?“, fragte ich. Jetzt den Blick auf sie gerichtet. „Naja, sie ist…tot!“, murmelte sie. Der Schock stand mir anscheinend ins Gesicht

geschrieben. Beide Frauen guckten besorgter als jeder andere, der mir heute begegnet war. Plötzlich stürzte in mir alles zusammen, ich fing an rumzubrüllen und um mich zu schlagen. Dann liefen mir auch noch Tränen übers Gesicht. Anschließend lief ich durch die Tür und sah Kaira, tot wie sie war, auf einer Liege liegen. Die zwei Frauen kamen panisch hinterher. Ich ging näher an die Liege heran und strich sanft über ihre Pfote. Ihr Gesicht war in meine Richtung gedreht, sodass meine Tränen auf ihre Augen flossen. Ich hörte ein Wimmern. Ich schaute nach unten und sah wie mein Hund mich mit Knopfaugen anguckte. Ich war im ersten Moment eher verwundert. Doch um mich zu freuen, hatte ich gar keine Zeit mehr. Mir wurde schwarz vor Augen und bekam dann gar nichts mehr mit.

Als ich aufwachte, wusste ich erst nicht wo ich war. Das Zimmer war weiß und kahl. War ich in einem Krankenhaus? Wahrscheinlich. In meinem Handrücken steckte eine Nadel, die durch einen Schlauch zu einer Flasche mit einer durchsichtigen Flüssigkeit führte. Eine Krankenschwester kam rein und lächelte mich an. “Na endlich aufgewacht?“, fragte sie. “Wieso, habe ich lange geschlafen?“, fragte ich zurück. “Ja, allerdings zwei Tage lang“, sagte sie lachend. “Du hast eine Platzwunde und einen Schwächeanfall erlitten“, fügte sie hinzu.

Wissen Sie, wie es meinem Hund geht?“, platzte es aus mir heraus. „ Ihr geht es gut, sie ist bei der Tierärztin. Sag mal, wie hast du das eigentlich gemacht. Kaira war doch tot oder?“ Die Neugierde sah man ihr an. “Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich hat sich die Ärztin geirrt“, maulte ich, da ich nicht darüber sprechen wollte. “Wann kann ich hier raus?“ Ich wurde zappelig. „Morgen früh“, antwortete sie, anscheinend etwas beleidigt.

Am nächsten Morgen wartete ich noch auf die Ärztin, die mich gestern schon zweimal untersucht hatte. Sie wollte sich verabschieden und mir noch einmal den Blutdruck messen. Als sie kam, war ich erleichtert endlich gehen zu können. Sie verabschiedete sich höflich und notierte die Werte, die heim Blutdruckmessen herausgekommen waren. Dann durfte ich gehen. Ich fuhr mit dem Bus zur Praxis, da mein Auto ja kaputt war. Vor der Tür stand schon die Tierärztin mit der Leine in der Hand. Ich nahm diese, bedankte mich und ging wieder. Ich hatte keine Lust auf weitere Fragen, da ich mir die meisten selbst nicht erklären konnte. Vielleicht würde Kaira ja wirklich so lange lebendig bleiben, wie ich sie, ihrer Meinung nach, brauchte oder wollte. .Jedenfalls werde ich bei der nächsten Sturmwarnung besser aufpassen.

Louisa Staff (7.3)

Eine ungewöhnliche Verbindung

Ahh ...“, Lynn dachte nach, nicht nur über den Tag, sondern über alles über alles, das bedeutete über das Leben, über die Welt, über ihr Aussehen, über ihr Verhalten und natürlich über Jungs...

War Lynn ein schöner Name, den sich ihre Eltern damals ausgesucht hatten? Hatte sie ein gutes Aussehen? Wohl kaum..., wenn sie an ihr blasses Gesicht, an ihre verschieden farbigen Augen und an ihren dünnen Körper dachte. Als Lynn geboren wurde, hatte sie verschieden farbige Augenpaare gehabt, die ihr das Leben auch nicht gerade erleichterten. In der ersten Klasse wurde sie deswegen oft gehänselt, ihre Mutter meinte, deswegen sehe sie immer so blass aus, doch Lynn glaubte, dass ihre Mutter in dem Punkt Unrecht habe und dass sie schon so blass auf die Welt gekommen war. „Ach...“, sie stöhnte, als sie an ihre Mutter dachte, ihre Eltern lebten seit fünf Jahren getrennt. Das Einzige, was sie aufheiterte, war eine Statistik von irgendeinem blöden Journalisten. Laut der Statistik ginge jede vierte Ehe zu Bruch„ Naja, ich bin eine von vielen“, dachte Lynn merkwürdig berührt. Lynn stand abrupt auf und sah sich um: Ihr kleines Zimmer war kahl eingerichtet, neben ihrem Bett stand ein kleines Nachttischchen, auf dem verbotenerweise eine Kerze herunterbrannte. Sie blickte auf den Fußboden, dort lag ein Bild, auf dem Staub lag. Auf dem Bild war sie mit ihren Eltern in den Bergen zu sehen, eines der wenigen Fotos, die es von ihnen gab. Lynn hatte es vorige Woche beim unfreiwilligen Aufräumen unter ihrem Bett gefunden. Ihre Mutter hatte ihr gedroht all ihre Sachen aus dem Fenster zu werfen, immerhin eine fiese Drohung, da sie im fünften Stock eines Zehn–Parteien-Hauses wohnten, direkt am Ku‘damm.

Sie blickte nach hinten, hinter ihr Himmelbett, das in der Mitte des kleinen Zimmers stand und das Zentrum des Zimmers war. An der Wand klebten große und kleine Poster von verschiedenen Stars, die gerade „IN“ waren. Unter den Postern stand eine kleine leere Leinwand, die sie zu Weihnachten bekommen hatte und die sie schon längst bemalt haben sollte .Sie drehte sich wieder um. Lynn ging auf ihren voll gestopften Schreibtisch zu, der gegenüber von ihrem Himmelbett und ihrer Wand mit den Postern war. .Daneben stand eine kleine Kommode, über der ein Spiegel hing und unter dem ein kleiner roter Hocker stand. Sie hatte ihn an einem herrlichen Sommertag an der frischen Luft angemalt. Mit ihrem Vater. Sie trieb ihren Blick weg von dem kleinen Hocker und setzte sich auf ihren Schreibtischstuhl. Er federte auf und ab, bis er die richtige Position gefunden hatte. Sie drehte sich ruckartig um, als sie ihren PC gestartet hatte. Ein schwarzweiß gefleckter Kater kam um die Tür herum geschlichen und starrte sie mit seinen gelben Augen an. „ Du hast mich aber erschreckt, na komm!“, sie streckte die Finger nach ihm aus und nahm ihn hoch. Sie setzte ihn auf ihren Schreibtisch, wobei sie ein paar Sachen auf den Fußboden schleuderte. Sie schaute ihn an, während ihr lahmer PC immer noch hochfuhr. Ihr Kater hieß Terry, genauso ein amerikanischer Name wie sie ihn hatte. Sie nannte ihn so, damit sie nicht allein war mit so einem ausländischen Namen.

Sie meldete sich bei dem Online-Chatroom „MSN“ an und sie wurde sofort von ihrer besten Freundin Lilly begrüßt .Sie mochte Lilly schon, seit sie in der siebten Klasse eines Berliner Gymnasiums war. Sie hatten sich vom ersten Schultag an gemocht und das nun schon seit 6 Monaten .Ja, Lynn war seit einem halben Jahr auf dem Gymnasium. Am Anfang hatte sie Angst, sie würde gehänselt, aber nichts dergleichen. Das Einzige, worüber manche Leute sich ausließen, war ihre Art, ihr Verhalten .Einer ihrer vielen Gründe zum Nachdenken. Sie verhielt sich oft komisch, das wusste sie selbst, aber wieso oder warum, das wusste sie nicht. Fest stand nur, dass sie sich manchmal anders als alle anderen aus ihrem Umfeld benahm .Sie wusste nicht, ob es dafür einen Namen gab. Manche Leute nannten es aber (unter anderem ihre Mutter) ein katzentypisches Verhalten.

Sollen sie doch, dachte sie jedes Mal, wenn sie so etwas hörte, andererseits machte es ihr schon oft Gedanken und Sorgen. Der Bildschirm flackerte plötzlich auf, als ihre Freundin ihr eine Nachricht geschrieben hatte. Natürlich in rosa, na ja, eher knallpink .Ihre Freundin liebte diese Farbe. Ihr ganzes Zimmer war in einem aufdringlichen Rosa gestrichen .Während Lynn mit ihrer Freundin chattete, taucht sie in eine völlig andere Welt ab. Eine Welt ohne Sorgen, ohne Komplikationen.. und mit ihrem Vater. Traurig bemerkte sie, dass obwohl ihre Eltern schon seit mehr als 5 Jahren getrennt waren, es ihr irgendwie immer noch weh tat darüber nachzudenken. Fast eine ganze lange Stunde chatteten die beiden und zerrissen sich die Münder über alles und jeden. Mädchen eben... Gerade als sie bei ihrem persönlichem Höhepunkt angelangt waren (ein Mädchen namens Linda, aus ihrer Klasse), störte ihre Mutter, indem sie nicht mal anklopfte, sondern einfach ins Zimmer hineinstürmte, so als wäre in ihrem Zimmer gerade Tag der offenen Tür. „Es gibt jetzt Essen!“, sagte ihre Mutter und betonte das letzte Wort sehr laut. Als Lynn sich umdrehte, war ihre Mutter schon wieder aus dem Zimmer gestürmt. Schweren Herzens verabschiedete sich Lynn von ihrer Freundin und fuhr den PC herunter .Nach einer Ewigkeit, wie es ihr vorkam , nahm sie Terry unter den Arm, blies die Kerze aus und machte sich schnell auf den Weg zur Küche .Ihre Mutter saß bereits am Esstisch ,mit, wie es Lynn vorkam, nicht allzu guter Laune. „ Da, ich hab dir deinen Teller schon hingestellt!“, flüsterte ihre Mutter, im nächsten Moment brach sie in Tränen aus.

„Mama, was ist los?“, fragte Lynn mit starrer Miene. Sie hatte ihre Mutter, die sonst immer so gefasst war und sogar über den Tod reden konnte, ohne zu weinen, noch nie so verzweifelt gesehen. Lynn machte sich ernsthafte Sorgen, wenn ihre Mutter anfing zu weinen, musste es schlimm sein. Deswegen fragte sie eher zögerlich: „Mama, was.., was ist bloß los, geht es um ...um Papa?“

Und dann passierte etwas noch Schrecklicheres, ihre Mutter nickte! In Lynns Magen verdrehte sich alles und ihr wurde schlecht. „Was, was ist mit ihm?“, fragte Lynn mit ziemlich hoher Stimme .Ihre Mutter schluckte, dann sagte sie:

„Er will vor Gericht gehen und das alleinige Sorgerecht für dich bekommen. Ich weiß auch nicht, wieso oder woher dieser plötzliche Wandel kommt, aber er verdient mehr Geld, er kommt bestimmt damit durch! “, ihre Mutter schniefte erneut, dann blickte sie auf und nickte zu Lynns Platz, was bedeuten sollte, sie sollte jetzt anfangen zu essen.

Eine knappe Woche später nach dieser schrecklichen Nachricht saß Lynn in der Schule und hörte ihrem Klassenlehrer nur halbherzig zu. Heute war es so weit, heute war der, na ja, nicht große Tag, aber zumindest einer der bedeutendsten Tage in ihrem Leben. Die Gerichtsverhandlung war heute, besser gesagt, in dieser Stunde wurde entschieden, zu wem Lynn kam... Doch plötzlich, unvorhergesehen und ohne dass sie es hätte kontrollieren können, sträubten sich ihre Nackenhaare und ihre Augen leuchteten auf vor Zorn. Sie wusste nicht, auf wen sie rasend vor Wut war ,aber was sie wusste ,war, dass sie im nächsten Moment das Bild von ihrem Kater Terry vor Augen hatte, der sie irgendwie anfeuerte ,wie soll man sagen, steuerte, dass jemand dafür büßen müsse. Wofür, wusste sie nicht, wahrscheinlich dafür, dass sie nicht einmal mit entscheiden durfte, wohin sie kam. Wie in Trance stand sie plötzlich auf, ihre Augen funkelten immer noch vor Zorn und ihr Rücken krümmte sich zu einem Buckel. Wie bei einer Katze .Die ganze Klasse starrte Lynn an, sogar der sonst so strenge Lehrer wirkte verdattert. Im nächsten Moment sträubten sich ihre Nackenhaare noch mal kurz, dann erwachte sie so plötzlich aus ihrer Trance, dass sie hinfiel. Lynn blickte peinlich berührt in die Runde der starrenden Leute, dann rannte sie hinaus, auf das nächst Mädchen-Klo. „Was war das? Was ist mit mir passiert?“, diese Gedanken plagten sie den ganzen Tag über und sogar auf dem Heimweg dachte sie noch darüber nach.

Was Lynn aber am meisten erschreckte, war, dass sie in eine Art Trance verfallen war und ihren Kater gesehen hatte. Als sie nach Hause kam, fiel ihr der Grund erst ein, wieso sie in eine Art

Trance verfallen war. Ihre Eltern. Sie stürmte ins Wohnzimmer, gespannt, was sie dort vorfinden würde.

Doch anstatt einer traurigen oder freudigen Mama lag dort ein Zettel, auf dem stand: Ich bin gerade bei deinem Vater, wir klären alles Weitere, was wir im Gericht nicht klären konnten .Ach übrigens, ich habe das Sorgerecht bekommen bzw. behalten. Du möchtest sicherlich den Grund wissen.. . er arbeitet zu viel, fand das Gericht. Glück für uns .Im Kühlschrank steht eine Suppe, die du dir warm machen kannst. Ich bin voraussichtlich erst spät zurück. Geh bitte pünktlich ins Bett. Gruß Mama.

Lynn starrte noch kurz auf diese Worte, bis sie es begriffen hatte. Sie konnte hier bleiben, bei ihrer Mutter und bei ihrem Kater. Bei diesem Gedanken sprühte ihr Herz vor Freude. Sie bekam ein warmes Gefühl in ihrem Körper. Ihre Härchen legten sich zurück. Auf einmal wurde ihr klar, dass ihr Kater genau dasselbe tat, wenn er glücklich und zufrieden war. Lynn bekam plötzlich furchtbare Angst, gefolgt von Zorn: „Was zum Teufel war da mit ihr los, wieso benahm sie sich so wie ihr Kater? Jetzt fehlte nur noch, dass sie anfinge zu schnurren!“, dachte Lynn genervt aber gleichzeitig auch voller Angst. Im gleichen Moment kam ihr Kater Terry anstolziert und schlängelte sich um ihre Beine. „Terry, was machst du mit mir? Was soll das? Hab ich dir irgendwas getan? ... Antworte endlich oder schweig für immer!!!“, schrie sie außer sich vor Wut .Sie nahm sich den nächst besten Gegenstand und schleuderte ihn durch das ganze Zimmer. Für einen kleinen Moment erstarrte sie auf der Stelle und aller Ärger war vergessen. Sie hatte die Lieblingsvase ihrer Mutter kaputt gemacht. Ihr stiegen Tränen in die verschieden farbigen Augen. Doch schon im nächsten Moment verwandelten sich diese Tränen in Wutträne. „ Ach egal!!! Jetzt habe ich halt deine bescheuerte Vase zerstört, wen stört das?

Du und Papa, ihr habt mein Leben doch auch zerstört, so wie diese Vase, von jetzt auf gleich. Ihr habt euch nie darum geschert, was aus mir wird, wenn ihr euch trennt. Euch ging es nur darum, wer mich bekommt, das war doch nur ein reines Machtspiel zwischen euch beiden!“, schrie sie in die Stille hinein und ihr rannen Tränen die Wangen hinab. Im nächsten Moment brach sie auf dem von Scherben übersäten Boden zusammen und vergrub das Gesicht in den Händen. Lynn hörte hinter sich ein klägliches Maunzen und sie drehte sich zu Terry um. Der Kater kam langsam und vorsichtig auf sie zu geschlichen und sie erkannte sich irgendwie in ihm wieder. Seiner Haltung, seiner Gangart, dem vorsichtigen und zurückhaltenden Blick, einfach in allem. Sie schloss ihn fest in ihre von Tränen überströmten Arme und dachte, nicht, weil es sie interessierte, sondern weil sie darüber nachdenken musste: „Es gibt eine Verbindung zwischen uns, wie ist mir nicht ganz klar oder warum, fest steht nur, dass es sie gibt. Wahrscheinlich wird das nie jemand verstehen außer uns beiden, aber das ist auch egal.“ Wenigstens, dachte Lynn, verstand sie zumindest einer, auch wenn das kein Mensch war. Diese Verbindung war stärker als zu irgendeinem anderen Menschen oder Tier das sie kannte oder, da war sie sich sicher, je kennen lernen würde.

Diese Beziehung war mehr als nur eine Freundschaft, es war eine Bindung von Herzen...

Grace Montana Heinze (7.3)

Der etwas andere Traum

„Gute Nacht, Mama, bis morgen“. „Ja, mein Schatz, schlaf schön“. Ist das gemütlich! *schnarch*
Na toll, jetzt liegt der alte Dödel(maus) schon wider auf mir drauf! dachte ich, als ich am Morgen um 7:39 aufwachte. Mit „der alte Dödel“ meine ich natürlich Mucki , meinen verfressenen Käfigmitbewohner. Er denkt nur ans Fressen. Ausserdem legt er sich jeden Abend auf mich rauf, bevor wir einschlafen, damit ich ihm ja nicht sein Futteranteil wegfresse, „grrr“. Ich dachte, heute sollte ein ganz gewöhnlicher Tag werden, wie immer eigentlich, doch dann kam meine Besitzerin mit einer wunderschönen und zugleich leckeren Überraschung für mich, Micki, und für Mucki, den verfressenen Dödel. Mehlwürmer!!!
Ich freute mich wie ein Honigkuchenpferd, oder eher wie eine Honigkuchenmaus. Die ganze Familie tummelte sich um uns, anscheinend freuen die sich genauso auf die Mehlwürmer wie ich. „jam, jam“, wie ich diese Würmchen liebe... lass mich durch!!!“ grummelte Mucki, als er sich vor mich drängelte. Na ja, ich habe wenigstens ein paar Mehlwürmer abbekommen. Das war ein Festmahl. Jetzt erst mal ne Runde im Sand baden, sonst bekommt mein Fell Spliss.

hmmm... dieses Gefühl, ich fühle mich grade
wie ein weicher Babypopo. Ahh,. da kommt
mein Frauchen, huch, warum hebt die mich
denn aus meinem kleinen Reich? Ich will
jetzt nicht aus meinem Käfig! Was hat die denn mit mir vor? Wo bin ich denn jetzt?
Wä? Micki? Wo bist du? Weg..? Jaaa, ich bin
alleine. So, jetzt fresse ich erst mal ne
Runde, und da Micki nicht da ist, kann ich
bestimmt etwas von seinem Fressen oder
sogar seinen ganzen Anteil haben...! Fertig.
Nein!!! na super, jetzt geschieht mir das
Gleiche wie Micki: raus aus dem Käfig. Dabei
wollte ich mich doch ausruhen, wer so viel
isst, der muss auch ordentlich schlafen.
Auf dam Flur, aaahhhh... jetzt ist
"Mutzgiprogramm",, das heißt, das Mucki
und ich auf einer grossen Fläche
laufen können, also noch schöner kann
der Tag nicht werden! Jetzt geht's los!
Jetzt geht's los! Ich bin so dick, ich kann
ruhig mal ein bisschen abspecken. ,,Na, mein
süsser Mucki?! Mein kleiner Buddha, mein
kleines dickes Wollkneuel, ich hab dich
50000 mal lieb...! Schleimer!!! mein Frauchen ist
eine echte Schleimerin! Aber man muss sie
einfach gern haben. Schon vorbei?! Nicht
so schlimm, dann kann ich mich ja wieder
ausruhen. ,, Im Käfig angekommen, ja mein
Kleiner, jetzt bist du wieder zu Hause." Was
ist denn hier passiert? Mucki!!! Was hast du
gemacht?! Du hast meinen Futteranteil
gefressen! - Na und, wenn du nicht da bist? -
Du hinterhältiges Ding du! - Reg dich ab, deinem Bauch schadet
das nicht, du dicker Buddha. - Musst du grade
sagen, Fettklops! - Jetzt lass mich in Ruhe,
Micki. Ich möchte mich jetzt ausruhen. - Ja, ja,

ruh dich nur aus, ich knabbere an dem Holzhäuschen. Aber vergiss nicht, Finger weg von meinem Anteil! - Ich weiß. Nu geh pennen. „ jetzt hast du dich genug ausgeruht, 2 Stunden reichen.“ Hey cool, Frauchen bringt Sonnenblumenkerne. Kann es sein , dass ich vorhin noch gesagt habe: „der Tag kann nicht mehr schöner werden!“ Da hab ich mich aber gewaltig geirrt! Hmm...! Lecker schmecker. Ich glaube, es ist mir egal, ob ich dick bin, ich kann ja nichts dafür, wenn mein Frauchen mich so vollstopft?! *zwinker* Ach, und eine Klorolle bringt sie auch gleich mit, also dieser Tag ist wirklich super. Ist heute mein Geburtstag oder warum ist das alles heute so schön? Naja, so ist das Leben eben. Hehe. Vielleicht sollte ich langsam in die Heia gehen?! Ach Menno, Mucki ruft mich schon wieder. Mucki, ich habe auch noch andere Sachen zu tun, als dir die ganze Zeit hinterher zu laufen, weil du irgendetwas von mir willst. Ausnahmsweise möchte ich mal nichts von dir, ich möchte dich nur über etwas „informieren“. - Okay, was gibt‘s? - Ich wollte fragen, ob wir jetzt schlafen gehen wollen? ich bin nämlich schon ganz schön müde! - Ist ja lustig, genau das habe ich auch grade gedacht. Na dann, komm, wir gehen in unser Heunest. Gute Nacht, mein kleiner Dödel. - Wie bitte? Eh... nichts, eh, gute Nacht. - Ja, wünsche ich dir auch! Bis morgen dann.
„Grace, Graaace, wach auf, mein Schatz, wach auf, du musst in die Schule!“ „Ach Mama, nur noch ein bisschen. – Nein, komm, du

musst aufstehen! – Ja, ich komme ja schon. Mama, ich muss dir was erzählen, weißt du, was ich geträumt habe? Nein, dass weiß ich nicht, mein Engel, erzähl es mir. Also ich habe geträumt, dass ich für einen Tag Micki bin. Das war lustig. - Unser Micki? Welcher denn sonst, Micki Müller? Natürlich unser Micki.“ Aha... schöner Traum!

Nadine Nitschke (7.3)

Wie ein Prinz ein Fido wurde

Priiinz!„ ‚rief eine etwas schrille Stimme„ Komm jetzt frühstücken !“.

Prinz hob träge den Kopf. Er lag auf dem Rasen vor der Villa und ließ sich die

Morgensonne aufs schwarzweiße Fell scheinen.

Eigentlich hieß er ja“ Arthur from Black Hill “, war ein australischer

Schäferhund und in England geboren. Aber die Gräfin rief ihn immer Prinz. Komm jetzt endlich!“, rief die Stimme noch einmal, und Prinz trottete zur Villa.

Unterwegs begegnete er Leo, dem Hofhund, der an einer Kette vor seiner Hundehütte lag. Prinz hob seinen Kopf und lief vorbei, ohne Leo einen Blick zu spenden, worauf Leo nur leise anfing zu knurren. Sie waren natürlich keine Freunde, denn Prinz konnte ja durch seine Abstammung keine Freundschaft mit einem einfachen Hofhund schließen.

Als Prinz in sein nur für ihn eingerichtete Hundezimmer kam, waren die mit Gold verzierten Porzellanschüsseln mit bestem Futter gefüllt. Als er satt war, trollte er sich zu seinem Hundebett mit einer weichen Matratze und einer warmen Decke. Nach kurzer Zeit schlief er ein.

Priiinz!“, rief die Gräfin„ Prinz, komm mit, ich will ausreiten!“. „Oh, das wird bestimmt wieder ein Spaß!“, dachte der noch etwas schläfrige Prinz und lief zum Eingangsportal.

Bei solchen Ausritten lief er der Herrin immer voraus, wie es von ihm erwartet wurde. Er kannte den Weg, vorbei an Wiesen und Felder und durch einen kleinen Wald und dann wieder zurück. Er hielt den Kopf hoch und bewunderte sich selbst beim Laufen. Sein Leben war geordnet und geregelt.

Doch eines Abends, als die Familie beim Essen war, hörte er plötzlich: „Und was wird aus Prinz?“. Es war die nette Tochter, die gefragt hatte. ‚. Wir können ihn nicht mitnehmen. Er kommt in ein Tierheim oder wir lassen ihn einschläfern“, sagte die Gräfin. „ Oh, nein!“, rief die Tochter erschrocken. „ Ok!“, sagte der Herr des Hauses. Vielleicht können wir ihn ja zu der Bauernfamilie geben, die haben auch eine junge Tochter“.

Prinz verstand nicht alles, was die Familie sagte, doch daran, dass sein Name in dem Gespräch vorkam und an dem Tonfall konnte er erahnen, dass es nichts Gutes war. Er überlegte: „ Was haben die da bloß besprochen? Und was ist ein Tierheim oder über was die da geredet haben?“. Mit diesen Gedanken schlief er unruhig ein.

Am nächsten Morgen klingelte es nach dem Frühstück plötzlich an der Tür. Ein Ehepaar mit einer jungen Tochter standen im Türrahmen. Die Gräfin ließ sie hinein und sie setzten sich alle in das riesige Wohnzimmer.

„Prinz, komm her und begrüß deine neue Familie!“, rief die Gräfin. Prinz kam mit gesenktem Kopf ins Wohnzimmer und beschnupperte wohlerzogen den Besuch.

Sie rochen nach frischer Landluft und irgendwie seltsam. Es waren Gerüche, die er noch nie gerochen hatte. Das Mädchen streichelte ihn zaghaft und es fühlte sich gut an. Prinz wollte ihr

eigentlich die Hand lecken, doch er wedelte wohlerzogen nur leicht mit dem Schwanz. Er musste doch zeigen, wer er war. „Nun komm mal mit“, forderte ihn das Mädchen auf und machte eine kurze Handbewegung dazu.

Prinz wusste zuerst nicht, ob er mitgehen sollte, doch als die Gräfin ihm die mit Diamanten besetzte Leine ans Halsband kettete und sie dann die Leine dem Mädchen in die Hand gab, trottete er etwas widerwillig hinterher. Er wusste noch nicht, dass er die Adelsfamilie nie wieder sehen sollte.

Sie fuhren mit einem offenen Lieferwagen langsam davon, bis sie zu einem Bauernhaus mit Ställen und all den anderen Dingen kamen. „Oh, mein Gott, wie es hier stinkt und aussieht!“, dachte sich Prinz und zog die Nase zusammen. Aber es roch auch interessant und irgendwelche lange unterdrückten Instinkte erwachten langsam zum Leben.

„So, das ist deine neue Heimat“, meinte das Mädchen. „Außerdem werde ich dich nicht Prinz, sondern Fido nennen. Das klingt viel besser.“ Fido fiepte sie verwirrt an. Sie nahm Fidos Kopf in die Hand und schaute ihm in die Augen. Dann wiederholte sie dreimal hintereinander: „ Fiiidooo..., Fiiidooo..., Fido!“. „Na toll, jetzt heiß ich Fiffi, ähh Fido“, dachte Fido. „ Es hätte ja aber auch schlimmer kommen können“, beruhigte er sich dann. „ Komm, ich zeige dir mein Zimmer, du wirst auch dort schlafen“, erklärte ihm das Mädchen. Sie zeigte ihm einen Hundekorb mit einer dicken Pferdedecke zum Schlafen. Langsam wurde es Fido klar, dass er wohl länger bei der Familie bleiben würde.

„Komm mit“, sagte das Mädchen noch einmal„ jetzt zeig ich dir noch den Rest“ und ging mit ihm durch das Haus. In der Küche standen zwei eigentlich hübsche Plastiknäpfe für ihn. Sie zeigte ihm noch die Ställe mit den Rindern, Schweinen und dem Federvieh. Fido kannte all diese Tiere nicht. Für ihn waren es alle unreine, stinkende Tiere. Seine Nase hatte Hochbetrieb und manchmal zog er sie vor Gestank auch zusammen.

Als sie über den Hof gingen, sah er eine dicke Ratte zum Misthaufen rennen. Er vergaß das Mädchen und rannte aus einem plötzlichen Trieb heraus der Ratte hinterher. Die Ratte verschwand im Misthaufen und Fido stoppte schuldbewusst. „Bravo, bravo!“, rief das Mädchen, als er hechelnd zurückkam. „ Nanu“, dachte Fido„ hier bekomme ich keinen Tadel, sondern werde auch noch gelobt für etwas, was mir Spaß gemacht hat.“ Und er begann, sich irgendwie wohl zu fühlen. In der ersten Nacht schlief er zwar unruhig, aber jedes Mal, wenn er aufwachte, sah er das schlafende Mädchen. Er war nicht allein und auch das war ein neues gutes Gefühl.

Nach und nach lernte er die Gerüche kennen und konnte sie unterscheiden. Wenn das Mädchen Zeit hatte, spielte es mit ihm und rannte mit ihm über Felder und Wiesen. Er vergaß dabei viele seiner angewöhnten Manieren, aber es kümmerte ihn nicht mehr. Schließlich hatte ihn die Adelsfamilie wahrscheinlich nur zum Angeben benutzt, da er ja ein reinrassiger Hund war. Jetzt war er ein starker, kräftiger Hund geworden.

Doch eines Tages geschah es. Er spielte mit einem kräftigen Fohlen, als dieses nach hinten ausschlug und ihn seitlich in die Rippen traf. Japsend lag er am Boden. Das Fell war aufgeplatzt und er blutete stark. ., Fido, Fido!“, rief das Mädchen erschrocken und kam angerannt. Auch die Eltern, die in der Nähe gearbeitet hatten, eilten herbei. Das Mädchen stand hilflos und weinend neben Fido und sank dann langsam neben ihm auf die Knie. Dann hörte er noch, wie der Vater sagte: „ Fido blutet sehr stark und ist schwer verletzt. Wir werden ihn einschläfern lassen, denn eine Behandlung beim Tier Arzt wird zu teuer.“.„ OH NEIN, ich gebe mein ganzes Taschengeld für den Tierarzt!“, schluchzte das Mädchen. Fido hatte in der Zeit, wo er auf dem Bauernhof war, viel Menschensprache gelernt. So verstand er auch die Worte, die das Mädchen sagte. Trotz großer Schmerzen war er auf einmal sehr glücklich, dass sich das Mädchen so für ihn einsetzte. Dann wurde er ohnmächtig. Als er wieder erwachte, lag er in seinem Hundekorb. Er konnte sich kaum bewegen, weil er in einem breiten Verband steckte. „Du wirst bald wieder gesund“,

flüsterte das Mädchen leise. Sie strich ihm über den Kopf. Die Wochen vergingen und Fido stand wieder auf seine eigenen vier Pfoten.

Eines Sonntags, als er mit dem Mädchen im Stall war, hörten sie plötzlich ein schrilles Quietschen von einem Autoreifen. Sie sahen sich erschrocken an. Sie wussten, dass es das Auto der Adelsfamilie war. „Oh nein“, dachte Fido, „Was auch immer sie wollen, ich will sie nicht sehen.“ Er zog den Schwanz ein und verkroch sich in einer Ecke.

Das Mädchen verstand. Es rannte schnell zum Auto hin. Die Fürstin stieg aus dem Auto und fragte das Mädchen: „Wo ist unserer Prinz? Wir sind wieder da und unsere Tochter will ihn zurückhaben.“ „Ähmm, na ja...“, fing das Mädchen an zu stottern. „ Jetzt wird es Zeit zu lügen, aber es ist ja eine Notlüge“, dachte sie. „Prinz ist tot“, sagte sie schließlich, und das stimmte ja auch irgendwie, weil es nun Fido gab. „Er wurde schwer verletzt, und wir mussten ihn einschläfern lassen.“ „Nun gut“, sagte die Gräfin ohne Bedauern. „Er hätte wahrscheinlich sowieso seine ganzen guten Manieren verloren!“, sagte sie, stieg ins Auto und fuhr weg.

Fido hörte die Worte der Gräfin und wusste nun, dass er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Für die Gräfin war bloß ein Vorzeigeobjekt gewesen. Doch bei dem Mädchen bekam er etwas sehr Wertvolles: IHRE LIEBE. Freudig rannte er zu dem Mädchen, sprang an ihr hoch und leckte ihr froh das Gesicht.

Nadine Mährländer (7.3)

Lissy, die Andere

Ich konnte mich noch erinnern, wie meine Freundin Nina Watson mir erzählte, dass sie damals in Afrika Lissy fand. Es fing alles an einem sonnigen Sommermorgen an. Nina schlief noch tief und fest, bis die Sonnenstrahlen, die aus dem Fenster hineinstrahlten, sie an der Nasenspitze kitzelten und ihr unangenehm in ihre geschlossenen Augen strahlten. Langsam wurde sie wach, regte sich und unterbrach die Stille mit einem brummenden Stöhnen und Seufzen. Sie setzte sich dann doch auf, fiel aber gleich wieder zurück in ihre rote Seidenbettwäsche. Nina schaute mit müden und verklebten Augen auf ihren Wecker, der neben dem Bett auf dem Nachtisch stand. "Oh Gott, erst 9 Uhr 30 ?", dachte sie und verzog dabei ihr Gesicht zu einer genervten Grimasse. Man muss nämlich dazu wissen, dass sie Langschläferin war. Nach wenigen Minuten hörte sie ihre Mutter, die immer schon sehr früh aufstand, rufen: "Lissy, aufstehen, unser Flieger geht bald ". Nina verdrehte die Augen und haute mit ihrer Hand gegen ihre Stirn, dass ein dumpfes Klatschen ertönte. "Ach ja, wir fliegen ja heute nach Afrika", dachte sie laut.

Sie stand langsam auf und streckte sich erst einmal. Mit leicht gebeugter Position schlich sie zu ihrem Fenster. Nina lehnte sich am Fensterbrett auf und schaute hinaus. Die hellen Sonnenstrahlen blendeten sie und so musste sie ihre Hand vor den Augen positionieren. Das blonde Mädchen ließ ihre Hand sinken, als eine vernebelte Wolke sich vor die Sonne schob und die Sonnenstrahlen verdeckte. Vor dem Fenster stand ein riesiger Baum, der hellgrün blühte. Sie beobachtete, wie der Wind durch die Blätter der Baumkrone hindurchzog. Nina beschloss dann das Fenster etwas zu öffnen. Ein starker Windzug prallte in ihr ovales Gesicht. Sie beugte sich etwas weiter vor und atmete tief die frische Luft ein, ihre strohblonden Haare wirbelten durch den Wind. Sie machte die Augen zu und lauschte einfach nur der Natur. Nina hörte die rauschenden Blätter, den Wind ,der leise um die Häuser pfiff, und ab und zu spürte sie ein paar Strähnen, die ihr der etwas stärker werdende Wind in das Gesicht wehte. Nina machte das jeden Morgen. Das half ihr entspannter zu sein. Nach einer Minute öffnete sie wieder die Augen und widmete sich wieder der Wolke, die immer noch vor der Sonne herumstreifte. Nina beobachte sie und stellte nach langem Betrachten fest, dass die Wolke allmählich aussah wie eine Blume. Sie senkte den Kopf erst etwas nach rechts und dann nach links. „Ja", dachte sie, „mit etwas Fantasie könnte man daraus schon eine Blume erkennen, obwohl sie etwas zerknittert aussieht". Sie lachte auf. Dann schloss sie das Fenster und drehte sich um. Sie lief an ihrem Spiegel vorbei und warf einen Blick darauf. Nina Watson trug zur Nacht immer ihr Lieblingsnachthemd. Es war himmelblau, Ninas Lieblingsfarbe. Das Nachthemd hatte Spaghettiträger und war ihr bis zu den Knien lang. Dunkelblaue Hausschuhe hielten ihre Füße warm. Sie waren innen schon etwas nassgeschwitzt und außen sehr flauschig. Nina betrachtete ihr Gesicht. Klare, blaue Augen verschönerten ihr Gesicht. Ihre blonden Haare hingen ihr etwas über den Schultern. Sie strich sich ein paar Strähnen aus dem Gesicht.

l)as blondhaarige Mädchen schrak auf, als sie ein klirrendes Geräusch aus der Küche hörte, so als ob ein Stapel Teller zu Bruch ging. Sie hörte auf sich im Spiegel zu betrachten und ging langsam die Treppen herunter, so als ob sie auf der Hut vor weiteren Anschlägen sein müsste. Sie ging durch den langen Flur, der mit einem wertvoll aussehenden, schimmernden roten Teppich ausgelegt war. Nina blickte in die große Küche und sah ihre Mutter hockend auf dem Boden, damit beschäftigt Scherben aufzuheben. Sie ging mit schnellen Schritten zu ihrer Mutter und half ihr. Die Mutter sagte: "Danke, ich bin in letzter Zeit so tollpatschig". "Sieht man", sagte Nina mit einen Lächeln im Gesicht. Die Mutter lachte. Nina sah ihre Mutter nach langer Zeit wieder einmal lächeln. Die Scheidung von ihren Mann machte ihr zu schaffen. Die braunhaarige Frau wurde wieder ernst und sagte mit etwas lauterer Stimme zu ihre Tochter:

"So und jetzt geh in dein Zimmer und packe. "Nina gehorchte und ging die Treppe hinauf. Sie hörte von unten noch ihre Mutter rufen: "Und pack nur das Nötigste ein." Das sagte sie immer,

wenn sie irgendwohin verreisten. In ihrem Zimmer angekommen holte sie den Koffer vom Schrank herunter und warf ihn auf das Bett. Dann öffnete sie ihren Kleiderschrank und suchte ihre Sachen durch. Sie runzelte die Stirn. Nach etwa einer halben Stunde schloss sie den Koffer und ging die Treppe samt dem Koffer und ihrer Lieblingsstrickjacke hinunter. Die Mutter stand schon ungeduldig vor der Tür und stampfte mit dem linken Fuß auf. Das tat sie immer, wenn sie nervös oder genervt war. Sie hasste es wenn man zu spät kam.

“Da bist du ja endlich“

“Ja. Ich hab mich ja schon beeilt.“

“Das Taxi wartet schon.“

“Ja,ja ich komm ja.“

Langsam schlurfte sie der Mutter hinterher. “Sag mal, machst du das mit Absicht?“

“Nein, der Koffer ist nur so schwer.“

“Ja, dann musst du nicht so viel mitnehmen!“

“Ja, ja“, flüsterte sie vor sich hin.

Nina packte den Koffer in den Kofferraum des schwarzen Autos. Sie stieg auf der rechten Seite hinein und schloss dann die Tür mit einem lauten Knall. Der Motor sprang an und brummte wie das leise Schnurren einer Katze. Der Taxifahrer gab Gas und so steigerte sich das leise Schnurren zum lautem Fauchen einer wild gewordenen Katze. Die ganze Fahrt über sprachen Mutter und Tochter nicht. Am Flughafen angekommen, verabschiedete sich Nina vom Taxifahrer und stieg aus. Von draußen sah sie, wie ihre Mutter dem Taxifahrer Geld gab. Dann stieg sie auch aus. Dort standen sie jetzt vor dem größten Flughafen von London. Nina fühlte ein leichtes Kribbeln im Bauch und merkte, dass ihre Hände nass vom Schweiß wurden. Die beiden waren noch fünfzehn Minuten zu früh da und beschlossen sich auf die freien Sitzplätze zu setzen. Als die Passagiere für den Flug nach Afrika aufgerufen wurden, standen auch Nina und ihre Mutter auf. Sie gingen zum Check - In und zeigten ihre Pässe und die Tickets. Nach der Zustimmung des Personals gingen die beiden durch einen langen Flur, der zum Flugzeug führte. Im Flugzeug angekommen, suchte Ninas Mutter ihre Sitzplätze. “Reihe sieben, Sitzplätze a und b“, murmelte sie mit ständigem Wiederholen. “Hier sind sie“, sagte sie und man hörte aus ihrer Stimme heraus, dass sie ziemlich stolz darauf war, dass sie endlich fand. Ninas Mutter stopfte förmlich die Taschen in den Behälter für Koffer hinein. Nina konnte sich ein Lachen nicht verkneifen, da das von hinten so lustig aussah. Die Mutter drehte sich um und schaute sie verwundert an.

“Was ist denn?“

“Nichts, nichts.“

Als die Mutter sich wieder umdrehte, lächelte sie weiter. Nach wenigen Minuten schaffte sie es und setzte sich mit einem tiefen Seufzer und einem triumphierenden Lächeln hin. Nina saß am Fenster und schaute hinaus.

“Und, hast du auch nichts vergessen?“

“Nein, denke nicht.“

“Bist du dir sicher?“

“Ja!“

“Gut, ich möchte nämlich nicht ,dass du mir dan wieder auf die Nerven gehst, weil du unbedingt jetzt und hier eine Taucherbrille brauchst, da du sie zu Hause vergessen hast.“

“Ja,ist ja gut, ich hab ja nichts vergessen. . . ich bin mir sicher.

Nach einer Weile setzte sich das Flugzeug in Bewegung. Nina spürte wieder dieses Kribbeln im Bauch und krallte ihre Finger tief in die Lehne. Die Mutter bemerkte das und legt ihre Hand auf Ninas kalte Hand. Sie lächelte sie an. "Du brauchst keine Angst zu haben", sagte sie liebevoll. Nina lächelte mit einem ängstlichen Lächeln im Gesicht zurück. Das Flugzeug rumpelte ziemlich stark. Nina schloss vor Angst die Augen und hoffte in Gedanken ,dass sie das hier heil überstehen würde. Als das Flugzeug abhob, spürte sie einen Druck auf den Ohren und hielt sich daraufhin die Nase zu, pustete ihre Wangen auf, so dass sie aussah wie ein Hamster und schluckte. Sie konnte wieder alles deutlich hören. Sie schloss die Augen. Als sie sie wieder öffnete, starrte sie zugleich ihre Mutter an und sagte: "Wir landen gleich. "Nina nickte und gähnte zugleich.

"Wir werden gleich landen, bitte begeben sie sich auf ihre Plätze und schnallen sie sich an", ertönte es und erleuchtete zugleich ein Schild, das groß über dem Gang, der zum Ausgang führte, angebracht war. Darauf war ein Bild von einem Gurt abgebildet. Nina schnallte sich an. Ein lautes Klicken ertönte, als der Gurt einrastete. Sie landeten etwas unsanft. Nina war erleichtert, dass sie den Flug überstanden hatte und mit ihrer Mutter am Flughafen von Afrika stand und auf ein Taxi wartete. Nach wenigen Minuten erwischte ihre Mutter doch noch ein Taxi mit komisch aussehenden Armbewegungen. Sie stiegen ein. Ninas Mutter seufzt. "Bestimmt ist sie von ihren Hampelmanntanz erschöpft", dachte sie sich und konnte sich ein kurzes und leises Kichern nicht verdrücken. Die Mutter bemerkte es nicht, zum Glück, sonst hätte sie Nina wieder die ganze Zeit damit genervt was, denn so lustig sei. Ihre Mutter machte das Fenster etwas auf. Der warme Wind, der ihr in das Gesicht schlug, flatterte ebenfalls durch ihr Haar. Im Hotel angekommen gab ihr der Angestellte an der Rezeption den Schlüssel zu ihrem Zimmer. Nina machte die Tür auf und ging mit schnellen Schritten gleich in ihr Zimmer, das gleich neben dem Schlafzimmer von ihrer Mutter lag. Sie packte zugleich ihre Anziehsachen aus und zog ihr luftiges, mit Blumen besticktes Sommerkleid an. Nina betrachtete sich noch einmal im Spiegel und ging denn zu ihrer Mutter in das Schlafzimmer. Die Mutter war noch am Auspacken und deswegen beschloss Nina sie auf sich aufmerksam zu machen. Nina sprang von einer Ecke des Zimmers in die andere. Ihre Mutter guckte sie verwundert an. "Was ist denn mit dir los", sagte sie etwas genervt von dem Gespringe.

"Ich möchte gern mich ein wenig umsehen, darf ich?"

"Ja.ja, mach doch, Hauptsache, du gehst mir nicht mehr auf die Nerven mit deinem Gespringe!" "Ja, mach ich doch dann nicht mehr, wenn ich weg bin."

"OK, sei aber in spätestens in zwei Stunden wieder da." "Ja, bin ich, wiedersehen."

Nina ging eilig mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck die Treppen herunter. Sie lief, nein, sie rannte förmlich an der Rezeption vorbei. Draußen angekommen, atmete sie erstmals die klare, aber auch warme Luft ein. Das Mädchen ging gemütlich an den ausgetrockneten Bäumen lang. Sie lief weiter in Richtung Steppe. Nina liebte Afrika, sie liebte abends die Sonnenuntergänge, die ganzen Tiere, die sie auf der Steppe fand, und sie liebte natürlich auch die warmen Sommertage da. Sie widmete sich wieder der Realität. Nina erschrak. Sie merkte, dass sie schon weit weg von ihrem Hotel war. Sie blickte Richtung Horizont und dachte: "Na, ja, ein Stückchen kann ich ja noch laufen". Sie schaute in den Himmel und sah einige Geier, die über die Steppe kreisten. Nach einer Weile sah sie auch Giraffen, Ginsterkatzen, Zebras und Hyänen. Als sie an einem Berg mit einer Höhle vorbeilief, sah sie, dass dort mehrere wilde Hunde waren, die Sie beobachteten. Nina ging weiter, ohne sich umzuschauen, aber fühlte sich nach einigen Schritten weiter beobachtet. Dann hielt sie es nicht mehr aus. Sie drehte sich um und.. .die Hunde waren weg. Nina seufzte und wischte sich die Angstschweißperlen von der Stirn. Sie wusste nicht wirklich warum, aber sie hatte schreckliche Angst vor Hunden, egal ob sie tollwütig, Haushunde oder Streuner waren. Nina hatte noch eine Schwäche. Sie war furchtbar neugierig. Also konnte sie es auch nicht aushalten, einfach weiter zu laufen, sondern ging wieder zurück zur der Höhle, welche die gefährlichen Hunde bewachten. Vorsichtig schlich sie sich in die Höhle hinein. Es knackte laut,

als sie auf einen Ast trat, der auf dem Boden lag. Plötzlich ein Geräusch, es war ein Heulen, das Hunde von sich geben, wenn sie in Gefahr sind oder Hilfe brauchen. Nina erschrak so stark, dass sie rückwärts stolperte und zu Boden fiel. Sie rappelte sich auf und lief weg, weg von dem schrecklichen Ort, weg von der Steppe und weg von den ganzen Tieren. Sie rannte um ihr Leben und schließlich sah sie hinten das Hotel. "Meine Rettung", dachte sie. Am Hotel angekommen stürzte sie sich mit aller Kraft gegen die Tür, so dass sie mit voller Kraft gegen den Türstopper schlug. Sie lief an der Rezeption vorbei und rannte die Treppen hoch. An ihrer kleinen Zweizimmer Wohnung angekommen ballerte sie ihre Faust so stark gegen die Tür, dass es so aussah, als ob sie gleich aus dem Rahmen fliegen würde. Ihre Mutter machte genervt die Tür auf. Nina stürmte in das Zimmer und fiel beinahe zu Boden. Die Mutter, nicht den Blick von ihrer Tochter abwendend, machte die Tür wieder zu. "Was ist denn los, du siehst aus, als ob du einen Geist gesehen hast," sagte sie verwundert. "Ich.. ich hab einen., ein wilder Hund wollte mich angreifen," stotterte sie ängstlich. Ihre Mutter schaute in ihre angsterfüllten Augen und sprach: "Ach Nina, ich hab dir schon tausendmal gesagt, dass sie Menschen niemals angreifen würden. "Aber, aber.. ich," widersprach sie ihrer Mutter. "Kein Aber, du setzt dich jetzt erst einmal hin und trinkst einen Tee." Nina sagte nichts und seufzte. Sie wusste, dass ihre Mutter das nicht glauben würde. Deswegen versuchte sie erst gar nicht davon zu berichten. Nina setze sich und schlürfte ihren Tee. "Ich habe eine Idee", sagte Ninas Mutter plötzlich. Nina erschrak, so dass sie ihre Tasse Tee fast fallen ließ. "Heute machen wir uns einen schönen Tag hier in unserem Zimmer und morgen gehen wir zum Strand," sagte sie mit einem erwartungsvollen Lächeln im Gesicht. Nina lächelte, als sie das hörte. "Na klar", rief sie. "Ich hole schon mal die Spielesammlung." Ihre Mutter nickte.

Die Stunden verstrichen und Nina hörte ihren Magen knurren. "Lass uns nach unten gehen und was essen", sagte die Mutter fest entschlossen. Die beiden gingen aus dem Zimmer und Ninas Mutter schloss die Tür ab. Dann liefen sie hinunter. Ninas Sandalen klatschten an ihre Fußsohle, so laut, dass man Nina schon von Weitem hören konnte. Im Esszimmer angekommen, setzten sich Nina und ihre Mutter gleich an einem kleinen runden Tisch. Nina blickte zugleich in die Speisekarte hinein und entschied sich für ihr Leibgericht, Reis mit Hühnchenfleisch. Nach einer halben Stunde gingen die beiden wieder in ihr Zimmer. Es war schon spät. "Ich geh jetzt schlafen", sagte sie zu ihrer Mutter. "Ist gut, mein Engel, schlaf schön. "Mach ich, du auch", erwiderte Nina. Nina ging in ihr Zimmer und schloss die Tür hinter sich ab. Sie ließ sich auf ihr Bett fallen. Es knarrte. Sie konnte jetzt unmöglich schlafen. Sie bekam die Hunde einfach nicht aus dem Kopf. Sie hatte noch so viele Fragen dazu und diese wollte sie sich jetzt selbst beantworten. Nina wartete, bis sie ihre Mutter schnarchen hörte, und schlich sich denn leise aus ihrem Zimmer hinaus. Sie ging mit leisen Schritten aus dem Zimmer und schloss vorsichtig die Tür. Ein leises Klacken ertönte. Sie lief auf Zehenspitzen die Treppen hinunter. Sie blieb erschrocken stehen, als sie ein Knarren vernahm. Nina atmete erleichtert auf, als sie bemerkte, dass es nur die Treppen waren. Unten angekommen lief sie vorsichtig an der Rezeption vorbei. Behutsam öffnete sie die Tür. Sie war draußen! Mit einem triumphierenden Lächeln im Gesicht machte sie sich auf dem Weg zur Steppe. Es war dunkel, sehr dunkel. Sie schaute kurz in den Himmel und sah die vielen kleinen Sterne funkeln. Nach wenigen Minuten kam sie an der Höhle an. Nina setzte ihren Rucksack ab, den sie mitgenommen hatte, und kramte darin. Sie holte eine Taschenlampe heraus und knipste sie an. Sie machte einen Schritt vor dem anderen und tastete sich langsam vorwärts. Nina strahlte in die Höhle hinein und sah am Ende eine Gestalt. Sie war zu weit entfernt, um sie erkennen zu können. Also schlich sich Nina weiter an dieses Wesen heran. Nina riss weit die Augen auf, als sie sah, was es war. "Was zum ...?" Nina bekam gar nicht mehr den Mund zu, vor lauter Verwunderung. "Es ist ein.. .nein das kann gar nicht sein", dachte sie sich. Es war ein Mensch. Ein kleines, in der Ecke zusammengekauertes Mädchen. Sie schlief. Nina betrachtete es eine Weile. Sie hatte braune strähnige Haare. Dazu trug sie ein zerfetztes Kleid. Na ja, als Kleid konnte man das nicht mehr bezeichnen. Es sah aus wie ein Stück Fetzten, der nur ganz locker um ihren dünnen und zierlichen Körper lag. Das Mädchen hatte keine

Schuhe an. Nina betrachtete ihr Gesicht etwas näher, dabei strahlte sie mit ihrer Taschenlampe in ihr Gesicht. Ein Fehler!

Das braunhaarige Mädchen regte sich und schlug langsam die Augen auf. Sie schaute Nina hasserfüllt an und fletschte die Zähne. Nina wunderte sich und versuchte das Mädchen zu beruhigen. Nina erhoffte sich, dass das Mädchen etwas ruhiger werden würde, doch im Gegenteil. Sie wurde eher wütender. Jetzt knurrte das Mädchen Nina an. Langsam stand das Mädchen auf und ging auf Nina zu. Nina wollte wegrennen, weg von diesem schrecklichen Ort, aber ihre Beine waren wie angenagelt. Sie konnte sie nicht mehr bewegen. Völlig erschrocken und fassungslos stand Nina jetzt da. Gegenüber von diesem seltsamen Mädchen. Was sollte sie tun, sie konnte sich nicht mehr bewegen und vor ihr stand ein sehr wütendes Mädchen, dass sie angreifen wollte! Plötzlich fühlte sie ihre Beine wieder und drehte sich um. Sie setzte ein Bein vor das andere und begann schließlich zu rennen. Nina rannte aus der Höhle. Sie stellte fest, dass das verrückte Mädchen ihr weiter folgte. Nina rannte um ihr Leben. Sie hörte, dass das Mädchen dicht hinter ihr war. Dann endlich am Ende der Steppe gab das seltsame Mädchen auf. Nina rannte noch ein Stückchen und blieb denn stehen. Völlig außer Atem, drehte sie sich um und sah noch das Mädchen wegrennen. Oder eher wegkriechen ? Das Mädchen lief auf allen Vieren. Nina runzelte die Stirn. "Was war das? Vielleicht war es nur ein Mädchen, das mir nur einen Streich spielen wollte, oder jemand hat sie ausgesetzt, aber warum ist sie denn so? Es könnte auch sein, dass sie wirklich in dieser Höhle dort wohnte", dachte Nina angestrengt und versuchte eine Antwort zu finden.

Sie setzte mühselig ein Bein vor das andere und gelangte schließlich doch am Hotel an. Mit letzter Kraft stieß sie die Tür auf und ging die Treppen hinauf. In ihrem Zimmer angekommen ließ sie sich erst einmal auf ihr Bett fallen. Sie wollte es eigentlich gleich ihrer Mutter erzählen, aber sie war so müde und kraftlos, dass sie gleich ihre Augen zumachte und schlief.

Am nächsten Morgen wurde sie etwas unsanft geweckt. Nina schlug die Augen auf und erblickte ihre Mutter, die sich mit einem tödlichen Blick über sie beugte. Nina erschrak etwas und sank in ihrem Kissen zusammen.

"Kannst du mir bitte erklären, was das ist?", brüllte sie Nina an. "Was denn ?", fragte sie etwas verschlafen und verwundert. Die Mutter streckte ihren Arm aus und zeigte auf den Boden, der auf dem Weg zur Tür lag. Nina stand auf und ging zu der Stelle, worauf die Mutter immer noch zeigte. Nina riss weit die Augen auf, als sie sah, was passiert war. Der ganze Boden war schmutzig. Es waren viele schwarze Flecken zu sehen. Wenn man genauer hinsah, sah man, dass es Ninas Abdrücke waren.

"Könntest du mir erklären, was du gestern Abend noch so gemacht hast?"

"Ich.. ich bin..."

"Jaaaa, ich höre."

"Mann, ja, ich war gestern Abend noch in der Steppe und..." "Und was hast du da gemacht?"

"Lass mich doch mal ausreden!"

Dann begann Nina an zu erzählen. Sie erzählte von den Hunden und das, was sie gestern Abend erlebt hatte. Die Mutter war die ganze Zeit über still. Nachdem Nina fertig war mit erzählen, runzelte ihre Mutter die Stirn. Nina sah, dass sie es nicht glaubte. "Es ist aber wirklich so", sagte Nina verzweifelt. "Du wirst schon sehen, heute Abend gehen wir beide dort hin und ich zeige dir, dass ich nicht lüge", sagte sie sehr überzeugend. Die Mutter, immer noch sprachlos, nickte nur mit dem Kopf.

Am Abend war es dann soweit. Es war dunkel genug um jetzt loszugehen. Nina packte Taschenlampe und Fotoapparat ein und nahm ihre dunkle Jacke vom Kleiderständer. Plötzlich klopfte es an der Tür. Nina wollte gerade die Tür aufmachen, als die Mutter schon rief: "Nein, nein, ich mach schon auf." Stürmisch rannte sie zur Tür und machte sie auf. Vor ihr stand ein

großer dunkler Herr, der Ninas Mutter anlächelte. Nina wunderte sich und fragte: “Mama, wer ist das?“ “Ach, das ist ein alter Freund von mir und er hilft uns das Mädchen notfalls einzufangen,“ sagte ihre Mutter etwas schüchtern. “WAS,“ fragte sie erstaunt. Die Mutter wurde wieder ernst und sagte trocken: “Es ist das Beste für uns alle und jetzt komm.“ Nina trottete langsam hinterher. In der Steppe angekommen atmete Ninas Mutter tief durch und machte den ersten Schritt so, als ob sie dir Anführerin wäre. Sie liefen alle drei fast im gleichen Tempo. Nina schaute wieder in die Sterne. Diesmal waren sie noch viel klarer als gestern. An der Höhle angekommen, leuchtete Nina etwas in die Höhle hinein. Nina und der fremde Mann, der angeblich ein alter Freund von Ninas Mutter war, gingen vor. Ihre Mutter lief mindestens zwei Meter hinter ihnen her. Nina und der fremde Mann schraken zusammen, als sie ein klägliches Geräusch von innen kommen hörten. Nina ging tapfer weiter. Der Mann hinterher. Auf einmal sah Nina einen Kopf, sie ahnte schon, dass es das Mädchen war. Nina machte ein paar Schritte nach vorne und sah, wie das Mädchen auf dem Boden lungerte und etwas aß. Sie guckte etwas genauer hin und sah, dass das seltsame Mädchen ein großes Stück Fleisch aß. Nina verzog angewidert das Gesicht, als sie hörte, wie das Mädchen schmatzte. “Also, Manieren hat sie schon mal nicht“, dachte sie. Plötzlich hob das Mädchen langsam den Kopf und starrte die Fremden an. Ninas Mutter konnte sich ein leises Aufschreien nicht verkneifen. Nina blickte nach hinten, um sich zu vergewissern, dass ihrer Mutter auch nichts passiert war. Als sie sich wieder nach vorne drehte, sah sie in Sekundenschnelle das Mädchen auf sie zu springen. Bevor Nina wusste, was mit ihr geschah, fiel sie auch schon zu Boden. Nina sah noch schwach, wie der fremde Mann das Mädchen versuchte einzufangen. Die Mutter, mit weit geöffneten Augen und entsetzter Mimik, ging mit schnellen Schritten auf ihre Tochter zu. Nina sah nur noch die Umrisse der Mutter und deren erschrecktes Gesicht. Dann wurde alles schwarz um sie. Als sie wieder aufwachte, sah sie als erstes ihre Mutter, die an ihre Bettkante saß und besorgt zu ihr hinunterschaute. Nina blinzelte. Sie sah die warmen Sonnenstrahlen, die in das Zimmer fluteten und die Schatten verjagten. Nina hob sich langsam aus ihrem weichen Federbett hoch. Sie hörte ihre Mutter erleichtert sagen: ‘Na endlich, ich dachte schon, du wachst gar nicht mehr auf. “Mein Kopf“, jammerte Nina und fasste sich über den Kopf. Sie spürte eine Beule an ihrem Hinterkopf. “Du bist mit dem Kopf auf den Boden gefallen, aber der Arzt sagt, dass es nicht schlimm sei. In ein paar Tagen ist die Beule wieder weg“, sagte ihre Mutter aufmunternd. Blitzartig fiel Nina etwas ein. “Wo ist das Mädchen,“ fragte sie neugierig. “Sie..“ .,begann die Mutter zu erzählen, als plötzlich es an der Tür klopfte. Ninas Mutter ging hin und machte die Tür auf. Nina hörte eine Männerstimme. Ihre Mutter tuschelte mit dem Mann. Dann gingen die beiden in das Zimmer hinein, in dem Nina lag. Es war der fremde Mann, der gestern Abend in die Steppe mitgekommen war. Nina zögerte nicht lange und fragte ihn gleich, “Wo ist das Mädchen? Geht es ihr gut? Wurde herausgefunden, warum sie so seltsam ist?“ Der Mann, ganz überfordert, schaute sie verwirrt an. “Eins nach dem anderen“, sagte er beruhigend und setzte fort: “Dem Mädchen geht es gut. Es wurde in ein Krankenhaus gebracht und wird dort jetzt untersucht. “Und was wird mit dem Mädchen danach gemacht? Wird es dann zu ihren Eltern gebracht?“, fragte Nina neugierig. “Nein, sie wird zu einer Pflegefamilie gebracht und dort lernt sie dann, wie man sich als Mensch benimmt,“ sagte der Mann sehr überzeugend. “Hat sie keine Eltern,?“ fragte Nina verwundert. “Nein, ihre Eltern sind gestorben. Sie ist wahrscheinlich bei den Hunden aufgewachsen“, antwortete er. Nina war sprachlos. Nach kurzem Überlegen fragte Nina ihre Mutter: “Mama, können wir nicht das Mädchen für ein paar Tage bei uns aufnehmen?“.

Nach langem Hin und Her stimmte die Mutter schließlich zu. Ein paar Tage später kamen ein paar Leute und brachten das Mädchen vorbei. Ninas Mutter und die Männer unterhielten sich noch etwas. Nina betrachtete das Mädchen und stellte fest, dass sie jetzt ganz anders aussah. Sie hatte gepflegte Haare, anständige Kleidung und war nicht mehr dreckig. Das Mädchen schaute auf den Boden. Es sagte aus, dass sie ziemlich schüchtern sein musste. Als die Männer weg waren, betrachtete ihre Mutter ebenfalls das Mädchen, das immer noch auf dem Boden schaute. “Wie wollen wir sie nennen?“ , fragte die Mutter nach langem Schweigen.

“Hmm.. vielleicht Lissy,“ dachte Nina laut. Die Mutter nickte. Nina und ihre Mutter versuchten mit Lissy zu sprechen. Vergeblich. Ninas Mutter kündigte an, dass sie das Essen auf dem Zimmer essen wollten.

Nina rief: “Lissy!“ Sie kam. Nina wunderte sich, dass sie so schnell lernte. Meist lief sie noch auf allen Vieren. Lissy wusste nicht, was sie machen sollte, denn sie hatte noch nicht gelernt, wie man als Mensch isst. So stellte Nina den Teller auf den Boden und sogleich machte sich Lissy über das Essen her. Man merkte Ninas Mutter an, dass sie genervt von dem Schmatzen war, das Lissy von sich gab. Nach dem Essen verschwand Lissy gleich in Ninas Zimmer und legte sich in die hinterste Ecke des Zimmers. Nina selbst ließ sich erschöpft in ihr Bett fallen.

So ging es ein paar Tage, aber an einem Sonntagmorgen hörte Nina einen Schrei. Sie schrak auf und lief in die Richtung des Schreis. Nina erschrak, ihre Mutter lag am Boden und hielt sich schmerzend ihr Bein. Nina blickte hinunter zu der Wunde. Blut breitete sich aus. “Nina, hol Hilfe,“ rief die Mutter von den Schmerzen gequält.

Kurze Zeit später war auch schon ärztliche Hilfe da. Ihre Mutter musste schnell zum

Krankenhaus gefahren werden. Nina fuhr mit. Im Krankenhaus angekommen, musste ihre Mutter in den Operationsraum. Die Wunde musste schnell versorgt werden. Endlich durfte sie zu ihrer Mutter.“Was ist passiert?“ fragte Nina gleich. Die Mutter begann zu erzählen. “Ich war gerade aufgestanden, als ich hörte, wie jemand versuchte die Tür zu öffnen, also eilte ich zur der Tür und sah Lissy. Ich versuchte sie davon abzuhalten hinauszugehen. Sie schaute mich feindselig an, zögerte nicht lange und griff mich an. Sie packte mein Bein und biss hinein. Ich versuchte sie abzuwimmeln, aber vergebens. Als sie endlich losließ, sprang sie zur Tür, öffnete diese und verschwand. Ich sank vor Schmerzen auf den Boden und dann kamst du“

Nina war sprachlos und hatte den Mund vor Erstaunen weit geöffnet.

Nach einer Woche wurde ihre Mutter aus dem Krankenhaus entlassen. Lissy wurde nicht wieder

gefunden. “Eins musst du mir versprechen“, sagte Ninas Mutter, “wir nehmen nie wieder ein

Höhlenkind auf.“ Nina lächelte und nickte. Nina ging in ihr Hotelzimmer und schaute aus dem Fenster und sie hätte schwören können, dass sie eine Gestalt im Gebüsch gesehen hatte.

Jessica-Jacqueline Schmidt (7.1)

Eine schwierige Entscheidung

Marie erzählt:

Es gibt Situationen, in denen man nicht weiß, was man machen soll. An einen Vorfall von mir erinnere ich mich oft, aber nicht gerne.

Es war ein Samstag wie jeder andere, zumindest am Anfang. Ich ging mit Rex, meinem Schäferhund, spazieren. Wir wollten wie immer zu den Feldern, wo ich Rex dann ohne Leine laufen lassen kann. Doch leider führt der Weg an einigen Bauernhöfen vorbei. Dieses Mal war Rex ziemlich ungeduldig, jaulte, bellte und zog an der Leine, bis mein Geduldsfaden riss und ich ihn schon jetzt ohne Leine laufen ließ. Plötzlich rannte er, wie von einer Tarantel gestochen, los. Schon kurz darauf war er aus meiner Sichtweite und ich sah ihn nicht mehr. Ich rief ihn, pfiff auf der Hundepfeife, doch vergebens. Er kam nicht und ich begann mir Sorgen zu machen und lief los, um ihn zu suchen. Nachdem ich mittlerweile an fünf Höfen vorbeigekommen war, hörte ich auf zu zählen. Doch dann, ungefähr am neunten Hof, sah ich ihn. Um Rex herum lagen vier zerrupfte Hühner, die sich nicht mehr bewegten. Ich lief auf den Hof, rief ihn und er kam mir entgegen - Schwanz wedelnd und mit einem Huhn in der Schnauze .Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Sollte ich einfach abhauen oder sollte ich mich bei dem Bauern entschuldigen? Diese Frage ging mir fünf Minuten durch den Kopf, bis ich beschloss zu gehen .Doch schon nach wenigen Metern bekam ich Schuldgefühle und ich lief zurück. Mit zitternden Knien stand ich vor der Tür und klingelte. Der Bauer öffnete mir die Tür und fragte, was los ist. Ich beichtete ihm alles und er rastete völlig aus. Er rannte auf den Innenhof und schrie. Misttöle! beschimpfte er Rex und ich sei eine Schlaftablette. Ich sagte, .dass ich ihm den Schaden ersetzen werde, doch er hörte mir einfach nicht zu. Nach zirka zehn Minuten hatte er sich beruhigt und wir sprachen uns aus. Wir haben beschlossen, dass ich ihm den Schaden der fünf Hühner ersetze und dass ich Rex nie wieder so früh laufen lassen werde. Außerdem verdiene ich mir jetzt noch etwas Geld dazu, weil ich zweimal die Woche auf seinem Hof jobbe.

Dieses Erlebnis werde ich niemals vergessen und hoffe, dass mir so etwas nie wieder passiert!

Isabelle Stumpf (8.1)

Freiheitsflüge

Der Mensch ähnelt stark dem Vogeltier.
Er kann fliegen, wo ihn hinführt seine Gier.
Seine Gier nach Freiheit.

Er kann fliegen, so hoch es ihm beliebt.
Es scheint, als wäre das, was er begehrt,
Nur einen Flügelschlag entfernt.
Er kann fliegen. Hoch! und immer höher...
Noch!

Freiheitsflüge...Fast bis zum Mond.
Verlässt ihn jedoch die Kraft, die dies gebot,
Ist der Absturz sein sichrer TOD

Lisa Halfmann (8.2)

Hannas Freund

Hanna war einsam.
Sie war nicht allein, sie hatte eine Mutter und einen Vater
und Onkel und Tanten und in der Schule kannte sie viele Jungen und Mädchen. Die waren nicht unfreundlich zu ihr - bis auf Leo und Dennis jedenfalls - aber wenn die anderen in den Pausen zusammenstanden und quatschen und lachten und sich für den Nachmittag verabredeten, fragte nie jemand nach Hanna.

Meistens tat sie so, als würde es sie nicht kümmern. Aber manchmal wurde ihr Herz schwer, wenn sie daran dachte:
Sie hatte keinen Freund.

Die letzte Stunde war ausgefallen. Hanna trottete, den schweren Ranzen auf dem Rücken, allein die Landstraße entlang nach Hause. Ab und zu kickte sie gedankenverloren ein Steinchen vor sich her.
"Eine saublöde Hausaufgabe ist das heute", murmelte sie missmutig. Wütend äffte Hanna die Stimme ihrer Deutschlehrerin Frau Schiller nach:

"WO WOHNT DEIN FREUND? BESCHREIBE DEN ORT; DIE STRASSE; DIE WOHNUNG UND DAS ZIMMER MÖGLICHST GENAU."

Soll ich etwa schreiben: "Mein Freund wohnt in meinem Kopf, weil ich ihn mir ausdenken muss, ich habe nämlich keinen echten. Den Ort weiß ich nicht, denn mein Orientierungssinn ist unterentwickelt, aber sein Schlafzimmer befindet sich in meinem Schlafzentrum?"

Für die Klasse wäre das der Knaller des Jahres und Frau Schiller würde meine Arbeit genüsslich als "besonders kreativ" mit einer sechs benoten. Hanna trat heftig gegen eine leere Dose, die scheppernd auf die Straße rollte.

Mama hatte mal gesagt, als sie sauer auf Papa gewesen war, im nächsten Leben würde sie sich einen Mann backen, ganz genau nach ihren Wünschen.
Hanna musste grinsen. Das wär's!
Wie würde ihr Freund aussehen? träumte sie vor sich hin. Groß müsste er sein, überlegte sie und stark und am besten gefährlich aussehen. Er würde Leo und Dennis heftig so heftig verprügeln, dass sie drei Tage nicht zur Schule kommen könnten, wenn sie ihr wieder einmal auflauerten und sie in Angst und Schrecken versetzten. Danach würden SIE zittern vor Angst, und wenn Hanna mit ihrem Freund an ihnen vorbeikäme, würden sie fragen, ob sie Hanna bei den Matheaufgaben helfen dürften. Ihr Freund würde nur streng gucken und sie selbst würde sagen: "Nein danke, mein Freund hilft mir. Euch

brauche ich nicht."

Hanna stellte sich eine Art Neandertaler an ihrer Seite vor. Ob es peinlich sein würde, mit so einem Freund in der Schule aufzutauchen? "Eigentlich schon", dachte sie, „aber auf Schönheit allein kommt es nicht an." (Das sagte ihre Mutter immer, denn Hanna hatte ihrer Meinung nach "einen Schönheitsfimmel".) Das wilde Aussehen wäre aber nur äußerlich. In Wirklichkeit wäre ihr Freund liebevoll und sanft, er hätte viel Geduld und würde ihr immer zuhören - nicht so wie

Mama, die immer in Eile war und meist nur mit einem halben Ohr zuhörte. Ihr Freund würde sie trösten, wenn sie wieder einmal verzweifelt war und einsam. Und bei den Hausaufgaben würde er ihr natürlich helfen, zumindest in Mathe. Leo würde nicht mehr lachen und feixen können, wenn sie zum Vorrechnen von Herrn Gaus an die Tafel gebeten wurde, obwohl er wusste, dass sie kein Wort herausbringen würde.
Hanna kamen die Tränen. Es war so ungerecht. Sie hatte keinen Freund.

So sehr war sie in ihren Gedanken versunken, dass sie die schnellen Schritte hinter sich nicht gehört hatte. Sie bekam unerwartet einen Stoß in den Rücken, kam ins Stolpern und fiel der Länge nach hin. Dennis kreischte vor Vergnügen. Leo grinste und filmte, wie sie auf dem Boden lag, mit seinem Handy. "He, Brillenschlange, bist du zu blind zum Laufen? Krabbelst du wie ein Käfer nach Hause?", rief Dennis spöttisch und lachte wiehernd. Leo steckte das Handy ein und sagte mit freundlicher Stimme: "Ohne Ranzen kannst du bestimmt besser aufstehen. Gib ihn mir."
Hanna wusste, das war keine freundschaftliche Hilfe. Resigniert hielt sie ihm den Ranzen hin und wie erwartet, warf er ihn so weit wie möglich weg. Vorher hatte er ihn geöffnet. Der ganze Ranzeninhalt - Bücher, Hefte, die Brotdose und ihr Haustürschlüssel - flogen im hohen Bogen über die Strasse auf eine Wiese.
"Bis Morgen, wir sehen uns", sagte Leo drohend. "Und du weißt ja, kein Wort zu irgendwem, sonst geht es dir schlecht." Lachend gingen die Jungen weg.

Es hatte angefangen zu nieseln.
Schluchzend stand Hanna mühsam auf. Ihre aufgeschürften Hände brannten und mit großem Schreck sah sie den Riss in ihrer neuen Hose.
Was würde ihre Mutter dazu sagen? Sie humpelte schwerfällig über die verlassene Straße und kroch unter den Weidezaun. Zum Glück waren die Bücher noch nicht nass. Niedergeschlagen sammelte sie ihre Sachen ein, steckte sie in den Ranzen und wollte gehen. Aber, fiel es ihr mit Entsetzen ein, wo war der Schlüssel? Voller Panik suchte den Boden ab. Kein Schlüssel.
Hanna legte sich weinend und hoffnungslos unter einen Apfelbaum. Sie schlief erschöpft ein.

Es dämmerte schon, als sie die Augen aufschlug. Einen kleinen Moment
fühlte sie große Freude, als sie melodisches Vogelzwitschern über sich in den Zweigen hörte. Dann fiel ihr mit einem Schlag ein, warum sie hier auf der Wiese lag, und große Mutlosigkeit überkam sie.
Sie setzte sich an den Baumstamm. Es war ganz still, der Vogel sang nicht mehr. Da raschelte es plötzlich im Gras, eine kleine braune Maus mit weichem Fell und glänzenden Augen setzte sich ohne Angst in ihre Nähe. Die klugen Augen beobachteten Hanna aufmerksam. Und neben der Maus lag der Schlüssel.
"Ich glaube es nicht", flüsterte Hanna sich selbst zu. "Mein Schlüssel liegt da! War ich denn blind? An der Stelle habe ich doch mindestens 10 Mal gesucht.
Vor Erleichterung hätte sie schreien mögen, aber sie wollte die Maus nicht erschrecken. "Du hast mir Glück gebracht," sagte sie sanft zu der Maus.

"Warte, ich habe einen Finderlohn für dich." Die Maus rührte sich nicht von der Stelle. Hanna griff vorsichtig in ihren Ranzen und holte die Brotdose hervor. "Hier, ich habe mein Frühstücksbrot nicht ganz aufgegessen. Hoffentlich magst du Salami." Sie legte ein Bröckchen Wurstbrot vor die Maus, die es ganz appetitlich und großem Behagen verspeiste. Dann war sie plötzlich verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.
"Wie schade", dachte Hanna, "sie war so süß". Glücklich beugte sie sich vor und nahm den Schlüssel in die Hand. " Danke, danke, kleine Maus", flüsterte sie.
"Gern geschehen", piepste es in der Nähe.

Hanna erstarrte. Versteckten die Jungen sich in der Nähe? Wer hatte gesprochen? Ängstlich blickte sie sich um. Niemand war zu sehen. Sie war allein auf der Wiese. Hatte sie geträumt oder wurde sie langsam verrückt?

"Maus? Hörst du mich?" Hanna fragte es ganz leise. Sie horchte. Ein leiser Wind raschelte in den Blättern der Bäume, eine Biene summte vorbei, sonst war es still.

Den Schlüssel fest mit den Fingern umklammert, nahm sie ihren Ranzen und verließ nachdenklich die Wiese.

Zu Hause kam ihr ihre Mutter entgegen, bevor sie die Haustür aufschließen konnte. "Hanna, wo warst du? Es ist schon sieben Uhr. Ich habe mir solche Sorgen gemacht. Und schau nur wie du aussiehst. Was ist mit deiner neuen Hose passiert?"
"Mama, bitte hör auf zu schimpfen. Ich bin hingefallen, weiter ist nichts," sagte Hanna leise. "Wo warst du?“, drängte ihre Mutter wieder. "Ich war bei einer Freundin." Bei dem Wort FREUNDIN musste Hanna schwer schlucken. "Mama, ich fühle mich sehr schlecht, vielleicht werde ich krank. Ich gehe ins Bett."
Ihre Mutter sah sie aufmerksam an und drückte sie an sich.
"Mach das, ich komme später und bringe die eine Tasse heiße Milch mit Honig. Vielleicht magst du mir dann von deinem Tag heute erzählen."

Hanna schlief sofort ein. Wirre Träume von sprechenden Mäusen und verlorenen Schulbüchern, Zauberschlüsseln, starken Freunden und schwachen Feinden waren schuld, dass sie am nächsten Morgen den Wecker, den ihre Mutter ihr hinstellte, wenn sie zur Arbeit ging, nicht hörte.

An der Haustür klingelte es stürmisch. "Ja, ja, ich komme ja schon“, murmelte sie, als sie schlaftrunken zur Tür taumelte. "Hanna, was ist los, wir kommen zu spät zur Schule," tönte ihr eine tiefe Stimme entgegen, als sie das Guckfenster in der Tür öffnete. Hanna rieb sich die Augen. Vor der Tür stand niemand. "Schnell, sonst kriegst du Ärger mit Frau Schiller." Hanna steckte den Kopf aus dem Fenster - und zog ihn vor Schreck so schnell zurück, dass sie sich schmerzhaft am Rahmen stieß.

"Um Himmels willen, Mama! Mama, wo bist du? Hilfe, ich werde wirklich verrückt! Gestern hörte ich eine sprechende Maus und heute sitzt ein redender zotteliger Hund vor der Haustür.“ Hannas Herz raste.

Von draußen hörte sie ein Geräusch, das fast wie Kichern klang.
"Entschuldige, Hanna! Ich wollte dich natürlich nicht erschrecken, sondern dir auf dem Schulweg alles in Ruhe erklären. Weil du verschlafen hast, musste ich dich wecken. Hab keine Angst, ich bin dein Freund."

Hanna stockte der Atem. Träumte sie noch? Sie zwickte heftig sich in den Arm. Nein, sie stand im Nachthemd mit nackten Füßen im Flur. Draußen wartete ein zotteliger Hund auf sie und er hatte die magischen Worte gesprochen.

In Hannas Kopf purzelten die Gedanken so durcheinander, dass sie Schluckauf bekam.
"Freund? FREUND? Sprechender Hund? Wunschtraum? Redende Maus? FREUND? Verrücktheit? Krankheit? Kann ich ihm trauen?

"Ja, Hanna, du kannst mir trauen“, hörte sie die dunkle Stimme freundlich sagen. "Du hast mich doch selbst hergerufen. Ich soll dich übrigens von der kleinen braunen Maus grüßen. Wenn du wieder mal ein bisschen Salamibrot übrig hast, würde sie sich sehr darüber freuen.

Hanna riss die Tür auf. Ihr ganzes Gesicht strahlte, als sie den Hund hereinbat und ihn fest in ihre Arme nahm. Dem Hund schien es zu gefallen, denn er rührte sich nicht. Dann räusperte er sich.
"Hanna, ich kann viel, aber die Zeit anhalten kann ich nicht. Die erste Stunde fällt zwar aus, weil Frau Schiller zum Arzt muss. Ich möchte aber nicht die ganze Schule lahm legen müssen, weil du verschlafen hast."
"Hä? Was meinst du damit? Und wieso muss Frau Schiller zum Arzt?"

"Na ja, Frau Schiller ist gerade auf einem Teppich ausgerutscht, als sie auf den Tisch klettern wollte, und dabei ist sie umgeknickt." Der Hund sah aus, als habe er ein schlechtes Gewissen.
"Und warum wollte Frau Schiller auf einen Tisch klettern?", fragte Hanna ratlos, während sie sich die Zähne putzte.
"Na ja, weil eine kleine braune Maus durch ihr Schlafzimmer sauste“, murmelte Hannas Freund verlegen. "Mir fiel in der Eile nichts Besseres ein", verteidigte er sich.
Hanna musste so sehr lachen, dass sie die Zahnpasta verschluckte und sich den Bauch festhielt.

Wenige Minuten später war sie angezogen. Eilig schrieb sie ihrer Mutter einen Zettel: "Mami, ich bin so glücklich. Heute Nachmittag bringe ich meinen Freund mit nach Hause. Deine glückliche Hanna."
Der Hund sah ihr aufmerksam zu und wedelte mit dem Schwanz. Er sagte nichts.

Die Haustür schloss sie ab und verstaute den Schlüssel sorgfältig im Ranzen.
Dann rannten sie los. Hanna war der Schulweg noch nie so kurz erschienen, ihre Füße schienen den Boden kaum zu berühren. An der Apfelbaumwiese hielt sie kurz an und rief glücklich: "Guten Morgen, liebe Maus". Ihr gingen so viele Fragen durch den Kopf. "Darf ich dich alles fragen?" " "Ja, alles“, antwortete der zottelige Hund freundlich.
"Aber oft wirst du meine Antwort gar nicht brauchen, weil du sie selbst kennst."
"Das kann ich mir nicht vorstellen“, keuchte Hanna atemlos.
"Wer bist du? Wie heißt du? Woher kommst du? Wie bist du zu mir gekommen? Hast du ein Geheimnis? Warum kannst du mit mir sprechen??", sprudelte es neugierig aus ihr heraus.

"Langsam, eins nach dem anderen", lachte der Hund. "Zuerst habe ich eine Frage an dich: Soll ich mit in deine Schule kommen?" Er sah sie forschend an.
Hanna strahlte. "Das würdest du machen? Ich wäre so froh, wenn du bei mir bist. Aber“, Hanna wurde besorgt, „ich glaube, Haustiere sind nicht erlaubt."

"Das lass nur meine Sorge sein“, zwinkerte der Hund ihr zu. „Ich entscheide, wer mich sieht.“
Sie wusste nicht, was sie davon halten sollte. Selbstsicher trabte er neben ihr durch das Schultor.
Hanna hielt die Luft an. Was würde jetzt passieren?
Das Herz klopfte ihr bis zum Hals, ihr Mund war ganz trocken.
Niemand kümmerte sich um sie, unbehelligt erreichten sie ihr Klassenzimmer.

Hier war es wie immer. Die Klasse tobte herum. Hanna setzte sich auf ihren Platz. Niemand beachtete sie. Den Hund schien niemand zu bemerken. "Wo ist Frau Schiller“, fragte sie, als Sara an ihr vorbeiging. "Sie musste zum Arzt, anscheinend hat sie sich den Knöchel verstaucht“, war die Antwort.
Hanna blickte den Hund, der entspannt neben ihrem Stuhl lag, fassungslos an. Sie konnte das alles nicht glauben.

Herr Gaus kam, die Mathestunde begann. Zum Glück musste Hanna nicht an die Tafel. Sie hätte heute nicht mal 2 x 2 rechnen können.

In der Pause fragte sie: "Sag mir wenigstens deinen Namen. Wie heißt du?“
Der Hund schaute sie vertrauensvoll an. "Das entscheidest du, Hanna. Gib du mir einen passenden Namen."
Dankbar streichelte sie ihren Freund. "Darüber muss ich gut nachdenken."
Schon lange nicht mehr hatte sie sich so leicht und glücklich gefühlt wie in diesem Augenblick.

Endlich war die Schule aus. "Tschüß, bis Morgen!", rief sie übermütig in die Klasse. Fröhlich machte Hanna sich neben dem Hund auf den Heimweg. Ob Leo und Dennis sie heute wieder verfolgen würden? Fast wünschte sie es sich.
An der Apfelbaumwiese bat der Hund um eine Pause. Sie setzten sich unter "Hannas Baum", der Kopf des Hundes lag auf Hannas Schoß. Sie streichelte ihn liebevoll, er schien es mit geschlossenen Augen zu genießen.

„Bist du mit "Gran Amigo" einverstanden? Das ist spanisch und heißt "Großer Freund", fragte Hanna unsicher mit zittriger Stimme. Der Hund blickte sie lange voller Zuneigung an und sagte dann liebevoll: "Ich wusste, dass du die richtige Wahl treffen würdest. Du bist ein ganz besonderer Mensch."
Hanna wurde rot vor Freude. Am liebsten hätte sie laut gesungen aber das traute sie sich dann doch nicht.Eine Zeitlang sagte keiner etwas. Die Sonne schien, Vögel zwitscherten, eine Biene brummte vorbei. "Wie gestern", dachte Hanna, "und trotzdem ist alles ganz anders. Ich bin anders. Ich habe einen Freund. Ich bin glücklich."

Sie wandte sich an ihren Begleiter. "Erzählst du mir jetzt endlich von dir?“
Der stand auf und schüttelte sich. "Ja, jetzt beantworte ich deine Fragen so gut ich kann."
"Ich heiße Gran Amigo - aber weil das ja schon fast ein Titel ist, sag einfach Amigo zu mir. Warum ich dein Freund bin? Weil du mich gerufen hast, gestern. Und ich kann ehrlichen Herzens sagen, ich bin es sehr gern."
Hanna hatte mit offenem Mund und leuchtenden Augen zugehört. "Ich habe dich nicht gerufen“, flüsterte sie ungläubig.
"Doch, meine kleine Freundin, du hast es getan, ohne es zu wissen. Und das war gut so. Menschen wissen meist nicht, dass es viele Dinge gibt, die sie nicht erklären oder erforschen können. Manchmal müssen einfach bestimmte Dinge an bestimmten Orten zu bestimmter Zeit passieren, damit sich etwas sehr Schönes oder sehr Gutes entwickeln kann."
"So einfach ist das?" Hanna wagte kaum zu flüstern.
"Oft ist das so einfach. Manchmal aber auch nicht." Beide waren ganz still.
Nach einer kleinen Weile fragte Hanna: "Und woher kommst du?" Amigo sah sie liebevoll an.
"Ich bin einfach da. Mich kann nur nicht jeder sehen. Das hast du doch heute Morgen erlebt."
"Kannst du beißen?", war die nächste Frage. Schallendes Gelächter war die Antwort. Ja, ich kann! Soll ich es dir zeigen? Aber wenn du Angst bekommst, rufe ganz laut meinen Namen. Dann höre ich sofort auf mit dem Spiel."

Der Hund war wie verwandelt. Laut bellend, mit gefletschten Zähnen schoss er auf Hanna zu. Er sprang vor ihr hoch, schnappte nach ihrem Arm und knurrte drohend. Hanna schrie entsetzt: "Amigo, hör auf.“
Jämmerlich weinend warf sie sich auf den Boden. Der Hund war sofort ganz ruhig. "Hanna“, er stupste sie reumütig mit der Nase an, „Hanna, es tut mir schrecklich leid. Meine Lust am Spielen war so groß. Ich wollte dir nur zeigen, wie gefährlich ich aussehen kann. Bitte, bitte, sei nicht böse mit mir."

Hanna wischte sich die Tränen aus den Augen." Du hast mir ganz schreckliche Angst gemacht. Ich habe dich gar nicht wiedererkannt und dachte, du würdest mich wirklich beißen." Sie holte tief Luft. „Aber als ich deinen Namen rief, warst du gleich wieder mein lieber Amigo."
" Ja, Hanna, ich wollte dir zeigen, dass du dich auf mich verlassen kannst."

Plötzlich spitzte Amigo die Ohren. Er stand ganz still. Dann knurrte er leise. "Hanna, deine beiden Quälgeister kommen gleich. Was wirst du tun?"
Hanna war ganz starr vor Angst. "Ich werde mich verstecken", wisperte sie.
Der Hund sah sie nachdenklich an und lächelte ermutigend. Sie holte tief Luft. "Nein, ich werde mich nicht verstecken. Ich gehe zur Straße und sage den beiden, dass ich einen Freund zur Hilfe holen kann und dass ich mit meiner Mutter und Frau Schiller über sie reden werde. Aber du kommst wirklich sofort und hilfst mir, wenn sie mir wieder etwas tun?", fragte Hanna unsicher.
"Ja, ganz bestimmt." Amigo grinste. "Du hast doch eben eine Kostprobe meiner Fähigkeiten erlebt. Habe keine Sorge, DIR passiert heute nichts."

Hanna konnte die beiden Jungen jetzt auch hören. Sie kamen lärmend näher. Sie holte tief Luft und ging auf die Straße.
" Hallo, Hanna, so eine Überraschung", grinste Dennis. „Möchtest du heute die Fortsetzung von gestern erleben?" Hanna schluckte." Ja", sagte sie mit fester Stimme. „Aber anders, als ihr denkt. Ich habe mich entschlossen, über euch und eure Taten mit meiner Mutter und in der Schule mit Frau Schiller zu reden."
Dennis blickte Hanna verblüfft an. „Das wagst du nicht", zischte er wütend.
Leo kam langsam mit geballten Fäusten auf sie zu.
" Wartet", rief Hanna. "Tut mir nichts. Mein Freund ist hier und er würde sehr sauer werden."
" Das ich nicht lache", höhnte Leo. " Ich zittere schon vor Angst." Er zog heftig an ihren langen Haaren. In diesem Moment sauste ein schwarzer Schatten auf ihn zu, sprang ihn mit voller Wucht an und warf ihn zu Boden. Ein wütender Hund stand auf ihm, knurrte und bellte wütend.
"Dennis, Hilfe, komm her, hilf mir", kreischte Leo.
Doch Dennis schaute mit offenem Mund ungläubig auf den wilden Hund und ging vorsichtig einige Schritte rückwärts. Dann drehte er sich um und rannte weg. Seinen Ranzen verlor er dabei.
"Hanna, Hilfe! Nimm den Hund weg. Bitte, bitte. Ich will dir nie wieder etwas tun." Er weinte laut. "Mama, Mama hilf mir!"
Hanna hatte sprachlos zugesehen. Sie spürte große Wut und Verachtung, aber auch ein bisschen Mitleid.
Sie sagte ganz ruhig: "Amigo, komm." Sofort sprang der Hund mit einem großen Satz an ihre Seite. "Gut gemacht, danke", flüsterte Hanna und streichelte seinen Kopf.
Mit strenger Stimme befahl sie dann: "Leo, steh auf und komm zu mir!"
Mit tränenverschmiertem Gesicht und am ganzen Körper zitternd folgte der Junge sofort. Hanna sah ihn sehr ernst an "Wirst du mich ab sofort in Ruhe lassen?" „Ja, ich schwöre es", murmelte Leo verstört. "Dann rufe jetzt Dennis", forderte Hanna ihn auf.
Der Junge gehorchte sofort. "Dennis, Dennis, komm zurück", schrie Leo so laut er konnte. Dennis drehte sich um, blieb einen Moment stehen und rannte dann so schnell er konnte weiter weg.
"Holst du ihn zurück?", forderte Hanna Amigo auf. Er raste los.
"Sieht so eure Freundschaft aus? Einer lässt den anderen im Stich?", fragte sie Leo ungläubig. Er wurde rot und blickte beschämt auf den Boden.

"Hanna! Hilf mir. Bitte! Dein Hund will mich beißen. Ich will nach Hause." Jammernd kam Dennis näher, Amigo nahe neben sich.
"Halt den Mund, du Jammerlappen", fuhr Hanna ihn an. "Höre gut zu, was Leo dir zu sagen hat, du wirst es gleich laut und deutlich wiederholen, verstanden?" Amigo knurrte laut.

"Ja“, erwiderte Dennis kleinlaut. „Also, Leo“, forderte Hanna ihn auf, "was hast du Dennis zu sagen?“
"Wir lassen Hanna ab sofort in Ruhe.“ Laut und deutlich waren die Worte zu verstehen. "Und alle anderen ebenfalls“, fiel Hanna plötzlich ein. "Und alle anderen ebenfalls “, sagte Leo brav. Dennis war bleich im Gesicht, als er folgsam Leos Worte wiederholte.
Hanna merkte, wie alle Angst von ihr wie weggeflogen war. Sie fühlte sich leicht und unbeschwert. Kaum konnte sie glauben, dass diese verschüchterten und ängstlichen Jungen ihr riesengroß und mächtig erschienen waren.
"Dennis, du kannst nach Hause gehen. Vergiss deinen Ranzen nicht.
Morgen bringst du einen schönen Knochen für meinen Freund mit zu Schule. Du kannst ihn neben meinen Stuhl legen“, sagte Hanna kühl zu Dennis.
Der nickte und ging schnell weg. Seinen Freund Leo sah er nicht an.

"Ist der Film von gestern noch auf deinem Handy?", fragte Hanna " Ich lösche ihn sofort“, sagte Leo schnell und griff nach seinem Telefon.
Hanna überlegte. "Was würdest du dafür tun, wenn ich Frau Schiller nichts erzähle?" Leo wurde rot. Er dachte nach und sagte dann leise: "Vielleicht kann ich dir bei Mathe helfen? Da bist du wirklich keine Leuchte."
Amigo knurrte ihn an und kam näher. Hanna lachte laut. "Lass ihn, Amigo, in dem Fall hat er Recht." "Danke, Leo, das wäre sehr nett." Sie zwinkerte dem Hund zu. Der guckte Leo sehr streng an.
Nachdem Leo sie verlassen hatte, tobten Hanna und Amigo über die Wiese.
Sie schlugen Purzelbäume um die Wette und spielten "wilder, böser Hund".

Irgendwann sagte Hanna außer Atem: "Jetzt müssen wir aber nach Hause. Wir haben meiner Mama viel zu erzählen."

Lilian Helmich (9.3)

Leonie zitterte. Sie sah auf die Spritze, ließ sie dann sinken. Ihre Tränen liefen ihr die Wangen herunter, sie schluckte. “Ich will nicht schon wieder müssen...“, flüsterte sie. Ich lief zu ihr und winselte leise. Sie blickte auf mich, mich einen kleinen 9 Jahre alten Mops und wischte sich eine Träne aus dem Gesicht. „Ich habe Angst, Kira, einfach nur Angst. Wie konnte es nur soweit kommen?!“, die letzten Worte erstickten in ihren Tränen und sie streckte sich die Spritze in ihren Arm und drückte.

Wie es so weit kommen konnte, fragte sich jeder, denn Leonie war mal ein so normales, fast sorgenloses Mädchen und ihr Leben grenzte nah an Perfektion. Sie wohnte in einem Haus in Zehlendorf, ihre Eltern waren reich, sie war beliebt, hatte gute Noten und eine beste Freundin. Nicht irgendjemand, sondern ihr Ein und Alles, denn seit sie lebte, war es ihre beste Freundin. Sie machten alles zusammen und waren immer füreinander da. Immer.
Doch das war ihre Vergangenheit.
Alles fing an einem Donnerstag an. Die Sonne schien hell und genau wie sie schien der Tag wunderschön zu werden. Doch es wurde der Tag, der Leonies und mein Leben verändern sollte. Ich bin ihr Hund, aber ich bin eigentlich immer bei Leonie, auch ein Teil ihres Lebens.

Ich wachte auf, weil mich die Sonne weckte. Langsam gähnte und streckte ich mich und schaute auf den Wecker. Es war 6.34 Uhr, von daher hatte sie noch ein bisschen Zeit zum Schlafen. Ich sprang von ihrem Bett und ging in die Küche, aß ein bisschen, hatte aber keinen wirklichen Hunger und ging deswegen zu Leonie zurück. Inzwischen war es Viertel vor sechs und so leckte ich an Leonies Hand, damit sie aufwachte. Sie blinzelte und erblickte mich. Ich wurde von ihr gestreichelt, dann stand sie auf. Eigentlich sollte sie heute ihre beste Freundin wie jeden Tag abholen, aber sie kam nicht.
Leonie wurde ein bisschen nervös und entschloss sich um zwanzig vor acht alleine zu gehen.
Ich hatte jetzt bis 2 Uhr nichts zu tun, deswegen ging ich zu ihrer Mutter und sie ging mit mir raus. Danach ging ich schlafen, eben nichts Besonderes.
Um kurz vor 2 wachte ich dann auf und ging vor die Tür, um dort auf Leonie zu warten. Schon als ich sie sah, merkte ich, dass irgendetwas nicht stimmte. Schon die Tatsache, dass Marisa, ihre beste Freundin, nicht bei ihr war, wie eigentlich jeden Nachmittag, machte mich misstrauisch.
„Hey, Kira!“, begrüßte sie mich und streichelte mir flüchtig über meinen Kopf. Sie lief in die Küche, schien anscheinend irgendjemanden zu suchen.
„Weißt du, wo Mama ist?“, fragte sie und schaute mich mit einem ängstlichen Blick an.
Ich legte meinen Kopf schief und folgte ihr weiter, denn sie suchte das ganze Haus ab, doch keiner war da.
Auffordernd bellte ich sie an. Sonst erzählte sie mir nämlich immer, was los war.

Sie sah mich an und schien verwirrt. Dann erinnerte sie sich und sagte:“ Marisa war heute nicht in der Schule...Sie hat sich nicht bei mir gemeldet, ist nicht zu Hause und geht auch nicht an ihr Handy..Ich weiß nicht, was los ist, sie würde mir sagen, wenn sie weggeht oder so..“
Ihre Traurigkeit war in ihrem Blick deutlich zu erkennen. Ich winselte.
Sie strich mir noch einmal über den Kopf und wollte dann anscheinend raus, doch genau in diesem Augenblick kam ihre Mutter rein.
Sie sah sehr traurig aus und blickte auf den Boden.
„Mein Gott, Mama, ein Glück bist du da! Weißt du, wo Marisa ist? Sie war nicht in der Schule und an ihr Handy geht sie auch nicht und..“
Ihre Mutter unterbrach sie. Sie schluckte. „Ja, ich weiß wo sie ist..“, sagte sie.
„Wo???“, Leonie war aufgeregt, war glücklich, dass ihre Mutter es wusste, schien aber dennoch ängstlich, da ihre Mutter sehr deprimiert war.
Ihre Mutter blickte auf mich, dann auf ihre Schuhe. Ich konnte deutlich erkennen, dass ihr eine Träne über ihre Wange lief. Ich winselte und ging auf sie zu. „Wo?“, wiederholte Leonie ihre Frage, doch diesmal nicht mehr so selbstbewusst und sie war sich nicht mehr so sicher, ob sie die Antwort hören wollte.
Ihre Mutter blickte Leonie mit roten Augen voller Tränen an. „Leonie..“, sagte sie und ihre Stimme zitterte. „Leonie, ich hab dir doch mal gesagt, dass egal, was passiert, alles gut wird. Du..“, sie schluckte, „du musst jetzt stark sein..Aber denk dran, wirklich, alles wird gut und...“ Diesmal war es Leonie, die ihre Mutter unterbrach. Sie schrie schon fast : „Jetzt sag doch endlich, was los ist!!!“, sie weinte, während sie dies sagte, denn sie wusste, dass irgendwas unheimlich Schreckliches passiert sein musste, damit ihre Mutter weinte.
Ihre Mutter sah sie an und sagte, flüsterte fast:
„Marisa hatte einen schweren Unfall. Sie ist von einem Auto angefahren worden. Sie lebt noch , aber...“, sie stockte. Ich sah Leonie an, sie weinte, versuchte aber die Fassung zu behalten. Ich ging zu ihr und drückte mich gegen ihre Beine. Ich hatte auch Angst um Marisa. Marisa war wie mein zweites Frauchen, sie kümmerte sich um mich, war das Wichtigste in Leonies Leben und somit auch in meinem.
Dann holte Leonies Mutter tief Luft und sprach weiter: „Aber sie liegt im Koma und ihre Überlebenschancen liegen bei 20 %.....“.
Leonie blickte ihre Mutter an und schüttelte leicht ihren Kopf. „Nein..“, sagte sie so leise, dass man es kaum hören konnte. „Nein, nein , NEIN!“, schrie sie dann und rannte heulend, kopfschüttelnd in ihr Zimmer und schlug die Tür zu.

Leonie lag im Bett und sah aus ihrem Fenster. Ihr Blick verfing sich im Nichts. Plötzlich fing sie an zu weinen. Das ging schon Tage so und mit jeder Träne ging es mir auch schlechter. Manchmal kam ihre Mutter in ihr Zimmer und brachte ihr etwas zu essen oder einen Tee, aber Leonie aß gerade mal so viel wie nötig. Sie achtete kaum auf ihre Bedürfnisse und zur Schule ging sie auch schon nicht mehr. Sie nahm sehr viel ab und sah so noch mitgenommener aus, als sie sich ohnehin schon fühlte.
Ich war fast die ganze Zeit bei ihr, dann streichelte oder kraulte sie mich geistesabwesend. Dass es so nicht lange gehen konnte, wusste sie.
Eines Tages kam ihre Mutter rein. „Leonie, ich weiß, dass du gerade andere Probleme als Schule hast, aber du verlierst den Anschluss! Du machst bald MSA und ich will nicht, dass du jetzt abrutschst, okay? Morgen gehst du zur Schule, keine Diskussion!“

Bevor Leonie etwas sagen konnte, war ihre Mutter auch schon aus dem Zimmer und machte die Tür zu. Leonie saß aufrecht in ihrem Bett und hatte ihren Mund offen. „Was war denn das für eine Vorstellung?“, fragte sie mich und schaute mich etwas entrüstet an. Ich schaute sie an. „Ach Kira,wenn du mich doch verstehen könntest...“, sagte sie, hob mich auf ihr Bett und streichelte mich. Dass ich sie verstehen konnte, wusste sie nicht, aber sie hatte es immer gehofft und auch nie aufgehört daran zu glauben.

Wie jeden Tag wachte ich auch heute am Bettende auf und guckte als erstes auf den Radiowecker. Er zeigte 6.24 Uhr an, aber Leonie lag nicht mehr im Bett. Ich sprang vom Bett, um sie zu suchen. Sie zu finden war nicht schwer, denn sie stand am Fenster und guckte hinaus. Ich sah, dass ihr eine Träne über die Wange lief, sie in der Sonne glitzerte und dann von ihrer Nasenspitze nach unten tropfte. Ich winselte leise, um auf mich aufmerksam zu machen, und Leonie merkte dies. Sie strich sich die Träne aus dem Gesicht und beugte sich zu mir nach unten, um mich auf den Arm zu nehmen. Sie hob mich hoch und kraulte mich hinterm Ohr. „Kira..“, flüsterte sie leise mit tränen-erstickter Stimme. „Du bist das Einzige, das mich auf dieser verdammten Welt hält!“ Das „verdammt“ betonte sie besonders stark. Ich sah sie an und bellte zustimmend. Sie drückte mich noch einmal besonders fest und setzte mich dann ab. Ihr Blick verfing sich draußen in irgendeinem Baum und sie war ein bisschen abwesend. Dass ihre Mutter so ein Machtwort gesprochen hatte, hatte Leonie wieder auf den Boden geholt. Sie war wieder in dem Bewusstsein, dass das Leben weiterginge, dass sie nicht immer in ihrem Zimmer bleiben könnte, doch ich spürte, dass sie unsicher war. Ich machte mir Sorgen, weil ich sie zu gut kannte. Leonie war zu sensibel, um so etwas einfach wegzustecken. Etwas skeptisch betrachtete ich, wie sie sich fertig machte und dann ging. Ich machte mir Sorgen um sie. Sie würde nicht lange so tun können, als ob nichts geschehen war, irgendwann oder irgendwo musste sie ihre Trauer lassen...
Dann ging sie und die Tür fiel ins Schloss.

Es war schon zwei Uhr und Leonie war immer noch nicht da. Ich lief zur Tür und legte mich auf den Fußabtreter, der fürchterlich kratzte, um dort auf sie zu warten.
Plötzlich wurde ich von der Tür gegen meinen Kopf getroffen: es war Leonie, die gerade durch die Tür hereinkam und sie dabei versehentlich aufgeschlagen hatte. Sie sah mich an und sagte lachend: „Oje, tut mir Leid, Kira..“
Vor Freude, dass Leonie wieder da war, sprang ich an ihrem Bein hoch. Sie beugte sich zu mir nach unten und lachte immer noch, während sie mich kraulte.
Ich sah sie skeptisch an. Ihre Augen waren komisch und sie roch nach etwas, was ich kannte, aber was war das?
Getrunken hatte sie nicht, dass wusste ich. Sie roch kein bisschen nach Alkohol...
Sie ging singend durch das Haus, lachte die ganze Zeit und meine Gedanken kreisten um alles Mögliche. Normalerweise hätte sie mir jetzt erzählt, wie es in der Schule war. Und eigentlich wäre sie auch nicht so gut drauf, so ganz allein ohne Marisa.
Ich ging zu ihr und bellte, sie sollte mit mir raus. Aber das schien sie nicht wahrzunehmen, sie sah mich noch nicht einmal an. Stattdessen schaute sie aus dem Fenster, wieder ins Nichts, aber diesmal lachte sie dabei. Irgendwie war ihre Wahrnehmung verschwommen.
So ging das noch den Nachmittag, bis sie dann am Abend wieder zu sich kam.

Ich ging zu ihr, bellte sie einmal an: Diesmal nahm sie mich wahr, nahm mich auf ihren Arm und kraulte mich. Plötzlich war da wieder dieser komische Geruch. Er kam aus der Tasche ihrer Jacke. Aber was war das? Irgendetwas Komisches musste es sein, denn es hatte sie, für eine kurze Zeit, ziemlich gut gelaunt werden lassen. Ich schnüffelte ein bisschen an der Jackentasche, versuchte dies aber so unauffällig wie möglich hinzubekommen. Als ich meine Nase in die Jackentasche steckte, spürte ich einen Gegenstand. Ich nahm ihn zwischen die Zähne und schmiss ihn aus der Tasche auf den Boden. Leonie erschrak. Sie ließ mich fallen und stürzte sich auf den Boden, auf den Gegenstand, der sich jetzt als Tüte entpuppte. Ich sprang genau so schnell wie Leonie auf die Tüte, die sehr klein war, und es sah aus wie Tee. Ich nahm es in mein Maul, zeitgleich hatte Leonie die Tüte an der anderen Seite genommen und wir zogen beide daran, gegenseitig. Ich knurrte, um zu unterstreichen, dass ich die Tüte haben wollte, aber Leonie ließ nicht los und meckerte herum. Plötzlich zerriss die Tüte und der „Tee“ war auf dem ganzen Boden verteilt. Leonie sah mich entgeistert an. „Kira, aus“, sagte sie und hatte einen wütenden Unterton in ihrer Stimme. Sie meckerte noch mehr, aber ich hörte nicht mehr hin, stattdessen ging ich zu der zerrissenen Tüte und blickte drauf. Es war ein Blatt drauf abgebildet, das so ähnlich wie ein Kastanienblatt aussah, und plötzlich machte es „Klick“. Das war kein Tee, mit Sicherheit nicht. Es war Marihuana. Leonie kiffte!!! Jetzt wusste ich auch, woher ich den Geruch kannte. Als ich einmal mit Leonie im Park war, waren ein paar „Kiffer“ da. Leonie sah sie verachtend an, ging an ihnen vorbei und erklärte mir, was das ist. Sie nahm Drogen? Ich war entsetzt und wusste nicht ganz, wie ich auf Leonie reagieren sollte. Was war geschehen? Sie hatte Drogen doch immer verachtet und jetzt nahm sie selbst welche, allerdings war ihre Situation auch verändert. Trotzdem keine Entschuldigung und ich hoffte auf einen einmaligen Ausrutscher.
Inzwischen war Leonie dabei, den Tabak aufzufegen. Ich sah sie verachtend an. Heute schlief ich nicht in ihrem Bett. Ich lag auf dem Fußabtreter, der immer noch kratzte, jedoch war das meine kleinste Sorge. Leonie durfte nicht abhängig werden, das durfte einfach nicht passieren, ich kannte genug Geschichten über Drogenkonsumenten aus dem Fernsehen, dass Marihuana nur eine Einstiegsdroge sei und dass manche auch starben und .. verdammt, Leonie war doch der wichtigste Mensch in meinem Leben. Ich bekam ein schlechtes Gewissen und ging zu ihr ins Bett.

Dass meine Sorgen berechtigt waren, stellte sich nach einigen Tagen heraus.
Einmal, als sie wieder spät von der Schule kam, rief das Krankenhaus an. Marisas Werte waren schlechter geworden und ihre Eltern spielten mit dem Gedanken, einfach die Geräte abzuschalten, da es nur noch wenig Hoffnung gab.
Die alte Leonie, meine Leonie, hätte Marisas Eltern angerufen. Sie hätte mit ihnen geredet, ihnen klar gemacht, dass Marisa weiter an den Geräten angeschlossen bleiben müsste, dass es ja immer noch ein bisschen Hoffnung gab. Doch die neue Leonie, die Person, die mir mit jedem Tag ein bisschen fremder wurde, ging auf die Terrasse und kiffte. Einfach so.
Als ich sie traurig ansah, konnte sie mir nicht in die Augen blicken. Sie sah auf den Boden und sagte leise „Es tut mir Leid, Kira, es tut mir Leid, dass es so weit gekommen ist. Ich wollte das nicht, ich will dich nicht enttäuschen, genauso wie Marisa, sie will ich doch auch nicht enttäuschen, aber Kira, ich komme einfach mit

allem nicht mehr klar.“ Sie nahm einen Zug und redete dann weiter: „Was ist, wenn Marisa wirklich stirbt? Meine Mutter sagt mir immer, ich solle stark sein, nicht so herumheulen, nicht zu sehr meine Gefühle nach außen zeigen... Ich kann einfach nicht mehr, das ist für mich der einzige Ausweg...“
Damit hatte ich genug gehört. Ich ging weg, weg von der Terrasse, weg von Leonie. Ich durfte es nicht noch weiter kommen lassen, ich musste etwas unternehmen und ich wusste auch schon was, sie schien ja schon abhängig. Ich ging in Leonies Zimmer und suchte alles ab.
Plötzlich stieß ich auf das, was ich gesucht hatte: So eine Tüte wie die, die ich vor einigen Tagen zerrissen hatte.
Sie war in ihrer Tasche, also war sie abhängig.... Als ich gerade die Tüte aus dem Rucksack ziehen wollte, fiel noch etwas heraus. Es war eine Spritze.
Ich erschrak so entsetzlich, dass ich einen Sprung nach hinten machte. Ich zitterte, denn ich wusste, was das zu bedeuten hatte. Ich winselte leise und dachte nur: NEIN, NEIN, NEIN , das darf einfach nicht wahr sein! NEIN!
Aber es war wahr: Leonie spritzte sich Heroin.

Eine halbe Stunde später kam Leonie. Ich lag vor ihrem Rucksack, das Heroin sowie die Tüte lagen immer noch auf ihrem Boden, genau neben mir. Als sie reinkam und dies sah, erschrak sie und fing an zu weinen. Sie heulte so entsetzlich, dass sie zu Boden sackte. Ich lief zu ihr und leckte ihre Hand.

Leonie ging zu ihrem Rucksack und legte beide Sachen wieder hinein. Sie schluckte. „Kira...Es tut mir so Leid, einfach so unendlich Leid..Ich hätte es nie so weit kommen lassen dürfen, niemals! Aber ich komme nicht mehr raus, ich stecke schon zu tief drinnen!“ Ihre Augen waren schon total rot vom Weinen und sie schien nicht wieder damit aufhören zu können. „Ich will das alles doch nicht! Ich bin dabei meine beste Freundin zu verlieren, die ich je hatte, und den besten Hund, den man sich nur vorstellen kann! Ich hab dich so oft enttäuscht und du bleibst bei mir....Aber Kira, ich kann einfach nicht mehr..“

Leonie zitterte. Sie sah auf die Spritze, ließ sie dann sinken. Ihre Tränen liefen ihr die Wangen herunter, sie schluckte. „Ich will nicht schon wieder müssen...“, flüsterte sie. Ich lief zu ihr und winselte leise. Sie blickte auf mich, mich, einen kleinen 9 Jahre alten Mops, und wischte sich eine Träne aus dem Gesicht. „Ich habe Angst, Kira, einfach nur Angst..Wie konnte es nur soweit kommen?!“, die letzten Worte erstickten in ihren Tränen und sie streckte sich die Spritze in ihren Arm und drückte.
Ich wusste nicht, ob es richtig war, was ich jetzt machte, aber mein Gefühl sagte es. Ich bellte. Ich bellte und jaulte so laut, wie ich nur konnte, und erreichte auch so, was ich erreichen wollte. Während Leonie die Spritze fallen ließ und ihren „Flash“ hatte, kamen ihre Eltern, um zu gucken, weswegen ich so ein Theater machte.
Leonies Mutter fing an zu heulen, als sie sah, was los war, und ihr Vater hielt seine Frau fest, damit sie nicht umfiel.
Jetzt war es raus. Ich konnte es einfach nicht übers Herz bringen, Leonie elendig an Drogen verrecken zu lassen.

Leonie´s Mutter sah mich an und lächelte. „Jetzt bist du wohl alleine...“

Leonie war in einer Entzugsklinik. Ich durfte nicht bei ihr bleiben. Sie war viel abhängiger, als ich befürchtet hatte. Außerdem hatte sich noch zusätzlich herausgestellt, dass sie in ihrer „Schulzeit“ geschwänzt und, um sich die Drogen zu verdienen, am Zoo gedealt hatte.
Ich machte mir fürchterliche Vorwürfe, dass ich nicht früher reagiert hatte.
„Kira, komm essen!“, rief mich Leonies Mutter und ich folgte dem Ruf.
„ Wir fahren später in die Klinik, ich möchte gerne, dass du mitkommst..Leonie vermisst dich und du bist das einzige Lebewesen, dem sie sich öffnet.“

In der Klinik war es stickig und als ich Leonies Zimmer betrat, erschrak ich. Sie lag auf einem Bett , zitterte und schwitzte unheimlich. Ich ging zu ihrem Bett. „ Kira?“, fragte sie mit rauer Stimme. Sie sah fürchterlich aus. Ich bellte, um zu bestätigen, dass ich da war, denn Leonie guckte mich nicht an, sondern starrte an die Decke.
„Kira, es ist hier die Hölle, ich brauche...“ sie stockte und sagte leise „Heroin“, aber dies erstickte in ihrer Stimme. Sie atmete schwer und laut. „Ich kann einfach nicht mehr..“, sagte sie und ihre Augen wurden feucht. Verkrampft hielt sie ihr Kopfkissen fest. Ich wandte meinen Blick ab, ich konnte sie nicht schon wieder heulen sehen. Ich legte mich an ihr Fußende, wie ich es auch früher immer gemacht hatte, und schlief ein.

Ihre Mutter holte mich nach einigen Stunden wieder aus dem Zimmer und auf dem Rückweg erzählte sie mir, wie es um Leonie stand. Der Arzt meinte, dass sie zwar relativ schnell schon Fortschritte gemacht hatte, dafür, dass sie so stark abhängig war, jedoch hatte sie schon öfters Schwächeanfälle gehabt, in denen sie gegen die Wand geschlagen und dabei einfach geschrieen und geweint hatte.

Wir besuchten sie oft, mindestens einmal pro Woche. Mit jedem Mal merkte ich, dass es ihr besser ging. Nach 3 Monaten schien sie wieder fast normal und sie lachte sogar ab und zu.
Jedoch war da immer noch etwas, was sie sehr bedrückte und sie deswegen auch immer wieder schwach werden ließ: Marisa.

Dann kam der Tag, an dem sich einfach alles überschlug. Es war der 5. Mai, das weiß ich noch ganz genau.
Leonie war schon seit ein paar Tagen wieder zu Hause. Sie hatte aus allem gelernt und ging jetzt zum Psychologen, damit sie die ganze Sache mit Marisa richtig verarbeiten konnte.

Am Morgen des 5. Mai kam ein Anruf und Leonie nahm ab. Sie hörte zu und ich sah, dass sie mit jedem Wort, das an der anderen Leitung gesprochen wurde, mehr lächelte. Als sie auflegte, strahlte sie.
„KIRA!!“, schrie sie durch das ganze Haus und rannte zu mir, nahm mich hoch und zerquetschte mich fast. „Ein Wunder! Marisa, sie ist aufgewacht und ihr Zustand ist stabil, Kira, sie überlebt jetzt 99%!!!“ Leonie weinte vor Freude und drückte mich und lachte. Ich freute mich und bellte, um meine Freude auszudrücken.

Leonie wollte sofort ins Krankenhaus zu Marisa. Aber sie wollte auch nicht mit leeren Händen vor ihr stehen und suchte nach irgendeinem Geschenk, fand jedoch nichts.
„Komm, Kira, wir gehen zum Zoo und kaufen ein Geschenk für Marisa“, sagte sie und schon eine halbe Stunde später waren wir dort.
Nachdem wir ein Geschenk gekauft hatten, gingen wir zurück zur Bushaltestelle, unter eine Brücke. Der Bus sollte erst in 20 Minuten kommen, deswegen wurde ich festgebunden, während Leonie noch in ein Geschäft wollte. Als sie wieder herauskam, sprach ein ca. 20 jähriger Typ und ziemlich vermummter Mann sie an. Ihr Blick war plötzlich starr und ein bisschen traurig. Sie schien zu überlegen, schluckte und kramte dann in ihrer Tasche.
Was sie redeten, konnte ich nicht hören, aber ich hatte eine böse Ahnung. Plötzlich duckte sich eine ältere Dame zu mir herunter und streichelte mich und so bekam ich nicht mehr, was bei Leonie passierte. Kurz später kam Leonie, sie schien ziemlich verwirrt und war nicht mehr so gut drauf wie davor und band mich los. „ Da hast du ja einen ganz süßen Hund!“, sagte die Dame und alles, was Leonie hervorbrachte, war ein abwesendes „jaja“, dann fuhren wir zum Krankenhaus.

Marisas Zimmer hatten wir schnell gefunden. Eigentlich durfte ich nicht mit ins Krankenhaus, aber Leonie wollte mich unbedingt dabei haben und versteckte mich in ihrer Tasche.
Als wir in Marisas Zimmer kamen, rannte Leonie auf Marisa zu und umarmte sie stürmisch.
Marisa lag noch im Bett und durfte auch nicht heraus, aber ihr ging es relativ gut.
„Marisa, du kannst dir nicht vorstellen, was alles passiert ist, ich habe dich so unheimlich vermisst!!“
Marisa lächelte milde. „O doch, Leonie. Ich weiß, was passiert ist, dass hab ich schon alles von meiner Mutter erfahren, was machst du denn? Aber egal, jetzt ist alles vorbei und alles wieder gut!“
Leonie ließ Marisa los und schaute sie bedrückt an. Sie schluckte und sagte leise ja, jedoch war die Unsicherheit deutlich in ihrer Stimme zu hören.
Es trat eine Pause des Schweigens ein. Kurze Zeit später redeten sie und lachten auch, aber Leonie blieb bedrückt.
„ Ich geh mal kurz auf Toilette...“, sagte Leonie und nahm ihre Tasche. Sie zitterte leicht und ihre Augen waren feucht. Sie schluckte. „Ihr beide wart das Wichtigste in meinem Leben. Ich werde euch nie vergessen...“
Ich war beunruhigt und suchte eine Antwort in Marisas Augen, jedoch schien sie genauso verwirrt wie ich. Wieso sprach Leonie in der Vergangenheit??
Ich folgte Leonie. Sie ging ins Bad, ging in eine Kabine und schloss sie ab. Ich konnte dadurch kriechen.
Sie sah mich an und ich sah, dass sie weinte.
Sie holte aus ihrer Tasche eine Spritze, das, was sie vorhin gekauft hatte. Sie sah sie an und schmiss sie dann wütend und mit voller Wucht in den Mülleimer. Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und ich atmete durch, jetzt hatte Leonie es endgültig geschafft.
Doch als sie sich gerade die Hände wusch, rannte sie zurück in die Kabine, holte die Spritze wieder raus. Es ging alles so schnell, dass ich kaum noch genau weiß, wie alles

weiterging. Ich konnte ihr nicht so schnell folgen und als ich wieder in der Kabine war, hatte Leonie schon gedrückt. Sie fiel zu Boden. Reglos.

Es war der 9. Mai, an dem Leonie beerdigt wurde. Ich konnte immer noch nicht fassen, was passiert war. Leonie war tot. Sie hatte sich auf der Toilette des Krankenhauses den „goldenen Schuss“ gegeben.
Marisa hielt mich auf dem Arm, kraulte mich und weinte. „Warum Leonie?“, fragte sie und konnte sich kaum noch auf den Beinen halten
„Kira, ich behalte dich. So wollte es Leonie, dass hat sie mir gesagt, als sie dich bekommen hat. Und das hat sie auch im Krankenhaus nochmal gesagt... Es war ihr letzter Wunsch.“
Ich winselte. Damit hatte ich ein neues Frauchen.

Ich lebe heute immer noch bei Marisa, aber ich habe nie vergessen, wem ich wirklich mal gehört habe. Einem Mädchen, das durch eine Spritze starb. Ist ein Menschenleben denn so wertlos, dass man es auf so eine Weise auslöschen kann?
Die Antwort habe ich bis heute nicht gefunden. Aber eins weiß ich jetzt: Nichts ist für immer und man muss alles genießen, solange man es kann.

Marisa ist ein tolles Frauchen, aber dennoch wird sie niemals Leonie ersetzten können. Jeder ist einzigartig und auch wenn sie tot ist: Leonie bleibt für immer in meinem Herzen.

Lynn Schmökel (9.4)

Die Katze, die mir in die Nase biss

An einem Montagmorgen
Es war mal wieder spät
Den Kopf noch voller Sorgen
Ob´s Aussehn reichen tät?

Ich eilte den Hof entlang
Ganz flott zur U-Bahn hin
Da verlor ich jäh das Gleichgewicht
Und den dazugehörgen Sinn

Ich schaute was der Anlass war
Für meinen tollen Sturz
Und blickt auf eine Katzenschar
Der Schreck der war nur kurz

Mich zwickte was ins linke Bein
Es zuckte fürchterlich
Mein Blick fiel auf `ne Katze
Sie sprang in mein Gesicht

Sie zog an meinen Haaren
Ich schlug um mich herum
Sie biss mir in die Nase
Jetzt war die Nase krumm

Tränen schossen in die Augen
Ich weine wirklich schwer
Als ich die Augen öffne
Seh ich ein Tränenmeer

Was ich im Meer erblicke
Erfreut mein Herze sehr
Die Nase zwar verrücket
Doch schöner als vorher

Ich danke dieser Katze
Für ihren Nasenbiss
Allen Katzen dieser Erde
Sei ewge Ehr gewiss

Marsha Jamrath (10.1)

Die kosmische Liebe

Menschen leben, Menschen fühlen, Menschen lieben. Ohne Liebe kein Leben, ohne Gefühle keine Liebe. Doch Liebe ist nicht nur ein Gefühl. Liebe ist eine eigene Macht, hat ein eigenes Universum und ist gegen die Gesetze der Logik.

Sofern man mit ihr noch nicht in Berührung kam, reicht die Vorstellungskraft nicht aus, um die Liebe, ihren Ursprung, ihren Sinn und ihre Existenz zu verstehen. Sie kommt ganz unerwartet, ist launisch, bricht einem gelegentlich das Herz und flickt es womöglich wieder zusammen. Man versteht sie kaum, einerseits ist sie so unglaublich intensiv, explosiv und einfach positiv, und andererseits so demütigend, ungerecht, verletzend und negativ.

Wenn man einen Menschen gefunden hat, mit dem man seine Liebe teilen kann, sieht man die Begegnung als göttliches Geschenk, als kosmischen Fingerzeig an. Man fühlt sich geführt und bereichert, im Einklang mit der universellen Intelligenz. Man hat das Gefühl, durch die Liebe neue Dimensionen des Lebens entdeckt zu haben. Sie lehrt einen, mit neuen Augen zu sehen.

Das Zusammensein mit jemandem, den man liebt, gewährt einen Einblick in Seinsbereiche jenseits der bisherigen Grenzen. Die Erfahrungen, die in der Zeit der Liebe möglich sind, haben die Qualität von Freiheit, Weite und Leichtigkeit. Gemeinsame Visionen haben Kraft und das Streben danach, Wirklichkeit zu werden. Man könnte meinen, Liebe existiert nur, damit die Menschen sich öffnen. Sich öffnen lassen, als Kanäle für die Inspiration des Universums. Die kosmischen Bereiche, mit denen man dadurch in Berührung kommt, sind größer als sein Ego.

Wenn man jemanden wirklich liebt, denkt man, na ja... Man hofft, dass es niemals zu Ende geht. Vergleichen wir das einmal mit einem Stern. Ja, einem Stern. Für uns Menschen leuchtet der Stern unser ganzes Leben lang am Himmel und erlöscht niemals vollständig.

Jeder Stern sendet dem anderen sein Licht, ohne etwas zu tun, und jeder empfängt das Licht der anderen, um in deren Schein zu erstrahlen.

Ihr könnt Sterne sein, die einander – und auch anderen Menschen – den Weg erhellen.

Milena Gegios (10.2)

Griechische Katzen

Jedes Jahr, jeden Sommer waren sie da. Manchmal ein paar mehr, manchmal ein paar weniger, je nachdem, wie hart der Winter war.

Wenn ich mit meinen Eltern dann im August ankam, sprangen sie uns schon entgegen. Weiß mit schwarzen Punkten, braun mit weißen Flecken, silbergrau oder ganz klassisch getigert oder auch bunt aus sämtlichen Katzendynastien rundum.

Kaum war ich aus der Haustür getreten oder aus dem Auto gestiegen, kamen sie aus allen Ecken herangewetzt. Die eine kletterte grazil vom Mäuerchen runter, um sich bloß nicht anmerken zu lassen, sie hätte es etwa eilig. Die andere hüpfte vom Stuhl und schleckte sich nochmals übers Fell, denn man möchte ja auch nicht die Erste sein.

Eine weitere sprintete auf ihren rosaroten Pfötchen den Gartenweg entlang, bremste jedoch noch mal tüchtig, streckte sich und setzte dann erst ihren Weg fort. Ich brauchte nur mit der Plastiktüte zu rascheln, schon waren sie zu fünft um mich herum und zwängten sich abwechselnd zwischen meinen Beinen durch, wobei sie parallel herzzerreißend miauten und sich untereinander anfauchten.

Jede versuchte höher als ihre Schwester oder ihr Bruder zu springen, was aber meistens im Desaster endete, wenn sie mitten in der Luft zusammenklatschten und dann wie ein Katzenknäuel zu Boden fielen.

Das Gezeter hörte erst dann auf, wenn alle mit dem übergroßen Fischstück beschäftigt waren, welches sie sich frei nach dem Motto: "Der Stärkere überlebt" erkämpft hatten, und das einfach nicht in ihr kleines Mäulchen passen wollte...

Mittags, wenn die Sonne am Höchsten stand, suchte sich jeder ein Plätzchen zum Verdauen und zum Siestamachen. Dann lagen sie alle auf einer der weißen, relativ kühlen Marmorstufen vor unserer Eingangstür, ihre Pfoten von sich gestreckt, sodass sie über die Stufe hinaus baumelten und man ganz einfach zwischen Jäger oder kein Jäger unterscheiden konnte. Schwarze Pfoten stehen für Jäger und rosarote für Nicht-Jäger.

Selbst mit geschlossenen Augen konnten sie einen mit ihrem Blick derart fixieren, dass einem ganz schwindlig wurde.

Grüne Augen, die einen auf Schritt und Tritt verfolgen, und auch wenn die Lider wie geschlossen aussehen, bemerken sie jede auch noch so kleine Bewegung. Dabei strahlen sie eine gewisse Aura aus, welche eine Distanz zwischen ihnen und jeder anderen Person schafft. Zudem verfügen allein sie über die Macht, diese Grenze aufzuheben; etwa wenn sie Lust auf eine kleine Kraulstunde haben. Alle Viere von sich gestreckt, stellen sie dann ihre hellen Bäuche zur Schau. rekeln sich und blinzeln in die Sonne.

Doch wehe, sie sind nicht gut drauf oder fühlen sich gekränkt. In so einem Moment kann man alles tun und trotzdem nichts erreichen. Wie oft habe ich versucht sie mit irgendwelchen Stöckchen oder Grashalmen zu animieren und zu locken- NO WAY!

Schlafen ist ihr Allerheiligstes und gleichzeitig auch überlebenswichtig, damit sie nachts um die Häusern streunen können, Ameisen im schwachen Licht der Laterne auflecken oder einfach nur ruhig bei Vollmond auf einem Dach sitzen können.

Egal, was sie machen, und wenn es noch so simpel ist, sie tun es mit Stil. Katzen sind vielleicht das eigenwilligste Individuum - gleichzeitig aber auch das einfühlsamste.

Valentin Pitzen (10.3)

Die Katze

Dort saß sie. Völlig regungslos. Im Schatten, die die Hauswand warf.
Der Mond warf sein schwaches Licht auf die zu dieser Zeit unbefahrene Straße.
Der Wächter, der vor dem Haus postiert war, hatte sie noch nicht gesehen. Nun drehte er sich um, wahrscheinlich wollte er seine Kontrollrunde drehen. Diesen Moment nutzte sie aus, verließ den schützenden Schatten, huschte über die Straße, ohne einen Mucks von sich zu geben. Sie schlich durch den gut gepflegten Garten und verschwand hinter der großen Villa. Einige Minuten später kam sie wieder zum Vorschein. Sie verließ das Gelände so leise, wie sie es zuvor betreten hatte.

Am nächsten Morgen war es in der Zeitung zu lesen:

„Vierter Einbruch in Villa innerhalb eines Monats. Polizei scheint machtlos."

Spöttisch lächelnd legte Samuel die Zeitung weg. Die Polizei war einfach zu blöd, um ihn zu schnappen! Er war 17 Jahre alt und wohnte in einem der vielen Armenviertel vor Rio de Janeiro. Er war hier aufgewachsen und hatte sich an die Umgebung gewöhnt, aber trotzdem kam es manchmal vor, dass er neidisch zu den großen Hochhäusern aufschaute und sein Leben verfluchte.
Eigentlich war er ja berühmt: Seit einem Monat verging kein Tag, ohne dass die Zeitung neue Enthüllungen über den Villa-Räuber veröffentlichte. Aber das, was in der Zeitung geschrieben wurde, entsprach meistens nicht der Wahrheit, soviel hatte er gelernt und das stimmte auch in diesem Fall.
Wie er dazu gekommen war Villen auszurauben? Ganz einfach. Vor zwei Monaten hatte ihn ein guter Freund angesprochen und ihm die Raubzüge vorgeschlagen. Anfangs zeigte er seinem Freund Pablo den Vogel, aber er begeisterte sich immer mehr für diese Idee und ließ sich schließlich überzeugen. Und siehe da, er hatte ein echtes Talent dafür.
Ein Wächter, der ihn fast erwischt hatte, sagte später bei der Polizei aus:
„Er hatte etwas Katzenhaftes, Unheimliches. Hätte ich nicht genauer hingesehen, hätte man ihn auch mit einer Raubkatze verwechseln können."
So war auch sein neuer Spitzname entstanden: Jetzt war er die Katze.
Samuel erhob sich und trat durch die Tür in das ihn blendende Sonnenlicht.
„ Hey!"
Samuel drehte sich um. Pablo lief auf ihn zu.
„Hi, Sam. Wie geht's? Das war ja `n großer Wurf gestern." Pablos Augen glänzten.
Samuel brummte zustimmend. „Aber das war das letzte Mal gestern!"
„Was?! Das kannst du doch nicht machen. Denk doch mal daran: Du bringst den Leuten hier wenigstens einen etwas höheren Lebensstandard.", sagte Pablo empört.
Das stimmte. Er behielt das Gestohlene nicht, sonst wäre er hier schon längst weg. Er gab es an Familien weiter, die es nötiger hatten als er.
„Es ist zu riskant! Du hast doch gesehen, es wurde zweimal auf mich geschossen. Ich kann nicht immer Glück haben", gab Samuel zu bedenken.
„Mensch! Du weißt doch: Du bist jetzt `ne Katze. Wie viele Leben hatten die noch gleich?"
Das mochte er an Pablo. Immer wenn sie zu streiten begannen, kam eine solche Bemerkung, die ihn meistens wieder beschwichtigte.
„Außerdem habe ich was für dich: Sieh mal, Fernandez ist hier hergezogen! Wär das nicht was?", flüsterte Pablo erwartungsvoll.

„Der Politiker?“, fragte Sam ungläubig.
„Genau der! Der, der immer so gegen uns hetzt.“
Das stimmte allerdings. Wut stieg in Sam auf: Fernandez hatte sie neulich mit ‚Ungeziefer’ verglichen, welches die Vororte verdrecken würde. Eine Unverschämtheit!
„Denk drüber nach. Wir sehen uns!“, verabschiedete sich Pablo.
Da stand er nun und wusste nicht, was er tun sollte.
Einerseits hatte er furchtbare Angst auf einem Raubzug erschossen zu werden, andererseits juckte es ihn gerade so in den Fingern Fernandez ein Schnippchen zu schlagen.
Er beschloss eine Nacht darüber zu schlafen.

Als er am nächsten Morgen aufwachte, stand für ihn fest: Er würde bei Fernandez einbrechen, aber das wäre sein letzter Coup. Als er aufstehen wollte, wurde er mit sanfter Gewalt zurück auf sein Bett gedrückt. Ein ihm bekanntes Gesicht sah ihn an: Es war seine Freundin Jana.
Er fand ja, ihr würde der Spitzname ‚Katze’ viel besser stehen. Sie hatte lange dünne Beine, eine kleine Nase und funkelnde Augen. Sie unterbrach seine Gedanken:
„Mir ist da was zu Ohren gekommen“, begann sie vorwurfsvoll, „du willst also bei Fernandez einbrechen, ja?“
„Woher weißt du das denn schon wieder?!“, antwortete er leicht genervt.
„Pablo hat’s mir erzählt“, ihr Gesichtsausdruck veränderte sich und sie flüsterte in sein Ohr: „Ich habe Angst um dich: Fernandez ist unberechenbar. Lass das lieber!“
Nun reichte es ihm. Seine Freundin wollte ihm wieder die Angst einreden.
„Ich hab mich schon entschieden!“
Jana sah ihm ausdruckslos ins Gesicht und verließ seine Hütte.
Als er sich wütend auf das Bett zurückfallen lassen wollte, betrat Pablo verdutzt die Hütte.
„Was ist denn hier los?“
„Frag nicht!“
„Ist ja gut. Hast du es dir überlegt?“, fragte Pablo.
„Ja, ich mach es ein letztes Mal!“, antwortete Sam gereizt.
„Das wird ein würdiger Abgang für die ‚Katze’“, witzelte Pablo.

Aber es kam alles ganz anders:
Am Morgen des 23. Mai erwachte Sam schon sehr früh. Er war furchtbar aufgeregt, was seine Angst noch vergrößerte. Fast hätte er an diesem Tag noch einen Rückzieher gemacht, aber er hätte Pablos enttäuschten Gesichtsausdruck nicht ausgehalten. Er übte den ganzen Tag: den gebeugten Gang, seine samtweichen Schritte und das plötzliche, mucksmäuschenstille Innehalten, wen er ein Geräusch vernahm. All das war es, was ihn im Dunkeln wie eine Katze erscheinen ließ.
Aber heute klappte es nicht so wie sonst, sodass selbst Pablo am Einbruch zweifelte:
„Was ist denn heute los mit dir? Du rennst doch sonst nicht wie ein blinder Bär durch die Gegend. Das sieht gerade echt so aus!“
Nachdem Pablo das gesagt hatte, war für Sam klar, dass der Einbruch stattfinden würde. Pablo hatte seinen Ehrgeiz entfacht.
In einer Übungspause kam Pablo mit einem Tuch an und legte es auf den Tisch vor ihnen. Verdutzt schaute Sam ihn an. Pablo begann das Tuch zu öffnen.
„Ich wäre dir dankbar, wenn du die tragen würdest“, sagte er und zog eine Pistole aus dem Tuch hervor. Sam schaute ihn ungläubig an.
„Was soll das denn?! Ich schieße auf niemanden, lass mal stecken.“
„Du musst sie ja nicht benutzen“, antwortete Pablo und legte sie Sam in die Hand. Er spürte das kalte Eisen und ein Schauer lief ihm über den Rücken. Widerwillig sah er Pablo an:
„Wenn du meinst…“
„Danke! So machst du es mir auch einfacher dich loszuschicken.“

Um 23 Uhr packten sie alles zusammen, was sie brauchten. Die zwei großen, schwarzen Sporttaschen wurden in den Kofferraum des alten Peugeot von Pablo getan. Sam hatte schon seinen schwarzen Anzug angezogen, den er bis jetzt immer getragen hatte.
Dann ging es los: Pablo konnte ihn nur an den Rand der Stadt fahren, danach würde sein schrottreifer Wagen auffallen. Aber auch ein Mann in schwarzem Anzug und zwei großen Sporttaschen würde auffallen.
Die ganze holprige Fahrt lang dachte Sam an Jana: Seit ihrem Streit vor ein paar Tagen hatten sie sich nicht mehr gesehen. Nun hoffte er, dass alles gut gehen würde, dann könnten sie sich wieder vertragen. Pablo stoppte abrupt.
„So, von hier aus geht's für mich nicht weiter. Wünsch dir viel Glück. Und nicht vergessen: Du bist die Katze. Du bist besser als jeder Wächter, klar?", sagte Pablo mit Nachdruck.
Die Freunde sahen sich lange an und dann stieg Sam ohne Abschied aus und tauchte in die Dunkelheit ein. Pablo sah ihm noch lange nachdenklich nach.

Da war sie wieder, die Katze.
Sie saß vollkommen regungslos in einem Busch und beobachtete die großzügige Villa auf der anderen Straßenseite. Sie schien nur zu lauschen und mit ihren scharfen Augen zu beobachten. Vor der Villa standen fünf Wächter, die mit Pistolen bewaffnet waren und auf den ersten Blick unüberwindbar schienen. Aber die Katze entdeckte eine Lücke: An dem nebenan liegenden Haus wurden Bauarbeiten durchgeführt und der Baukran ragte über das Flachdach der Villa hinaus. Die Katze setzte sich in Bewegung und schlich auf Samtpfoten in Richtung des Baukrans. Dort angekommen, kletterte sie so schnell den Kran hoch, dass die Wächter gar nichts merken konnten. Der Abstand zwischen Dach und Kran war cirka drei Meter. Die Katze sprang und rollte sich fast lautlos auf dem Dach ab. Nach kurzem Innehalten und Lauschen verschwand sie durch eine geöffnete Lüftung im Haus.

Drin bin ich schon mal, dachte Sam und rieb sich die schmerzende Rippe, die er sich wohl beim Sprung verletzt hatte. Er lauschte und schlich sich dann vom Obergeschoss in den Wohnbereich. Jetzt musste er nur noch aufpassen, dass er Fernandez nicht in die Arme lief! Er ging durch die Villa und füllte die erste Tasche. Läuft ja alles glatt, dachte er erleichtert. Jetzt war nur noch ein Raum übrig: Sollte er da auch noch reingehen? Eigentlich brauchte er das nicht mehr, die heutige Beute war höher als die bei den letzten vier Einbrüchen zusammen! Und auch wunderte er sich, dass er Fernandez noch gar nicht gesehen hatte.
Egal, kann ja nicht schaden, dachte er und öffnete langsam die Tür. Der Raum schien eine Art Büro von Fernandez zu sein. Ein großer Schreibtisch mit Stuhl stand in Richtung Fenster.
Da hat er aber einen schönen Ausblick, dachte Sam.
Aber irgendwie hatte er bei dem Raum ein schlechtes Gefühl, irgendetwas stimmte da nicht. Dann sah er die Vitrine rechts neben der Tür, die ihn überzeugte: Sie war voller Trophäen und Medaillen! Langsam betrat er den Raum und wandte sich der Vitrine zu.
Gerade wollte er den ersten Pokal in der Sporttasche verschwinden lassen, als er ein Geräusch vernahm. Er erstarrte und lauschte.
Dann wirbelte er herum und erschrak furchtbar: Der Stuhl hatte sich gedreht und wer saß darin? Fernandez! Mit Pistole! Er konnte nicht mehr klar denken, er wusste nur, das war's. Wie konnte er auch nur so blöd sein? Der Stuhl! Ein uralter Trick!
Fernandez begann zu sprechen:
„Wer bist du?! Was willst du?!"
Sam kauerte sich in die Ecke und erschrak, als er Fernandez kalte Stimme hörte.
Nun wurde Fernandez rasend vor Wut:
„Du willst nicht reden?! Gut, dann muss ich dich leider erschießen. Aus Notwehr!"
Sam kam es so vor als ob das, was Fernandez gesagt hatte, fünfmal verstärkt bei ihm angekommen wäre. Das, das konnte er nicht machen! Nicht mal er.
Doch er sah ihm in die Augen und erkannte, dass es purer Ernst war.

Er hielt sich die Ohren zu und presste die Augenlieder zusammen.
Im letzten Moment dachte Sam an seine Freundin: Sie hatte recht behalten!

Die Katze war in die Enge getrieben. In ihren Augen spiegelte sich nicht mehr ihr Stolz und Mut, sondern nur noch die Angst vor dem, was kommen würde.
Der Knall dröhnte in ihren Ohren wie tausend Kanonen und sie bemerkte den stechenden Schmerz unterhalb des Herzens. Sie wurde furchtbar müde und richtete sich ein letztes Mal auf. Sie sah ihren Gegner nur mit unverständlichen und traurigen Blicken an.
Danach sackte sie zusammen und blieb reglos vor der Vitrine liegen.

In dieser Nacht würde keine Katze mehr eine Villa verlassen.

Hanyah und Carlo Holletzek (12./11.1)

Das Lämmer-Dilemma

Mein Pelz ein Traum,
So zart wie Flaum

Deines?
Lass Dein lästiges Streicheln,
Und schon gar Dein abscheuliches Schmeicheln

Oh Ich kann nicht,
Dein Fell schillerndes Licht

Mein Fell ist Deiner nicht würdig,
Nur Mir ist Mein Fell gütig

Doch hält es Mich warm,
Und ertränkt Mich mit Grazie und Charme

Um Mein Fell brachtest Du Mich
Für Deine Herrlichkeit,
Du Elend!
Meine Seele hast Du Mir geraubt,
So quälend

Ach Dein Leid übertönt nicht Meine Freud,
Schau doch nur,
Staunen tun all die Leut

Du wagest Mir kein Mitleid zu offenbaren?
Die Wahrheit sollst Du,
Exhibitionist, und Deine Staunenden
Erfahren!

Und die Wahrheit, die Ich erfahren muss,
Soll sein?
Gar kein!
Denn all deine Pracht und Wohltun
Ist auf ewig nun Mein

Hochmut kommt bekanntlich vor dem Fall

Du wirst spüren Meine Resonanz

Langsam bist Du im Lernen
Und langsamer im Verstehen

Beleidigen wirst Du Mich nicht mehr!
Dass wirst Du schon noch sehen

Und wenn Ich es doch tun sollt,
Entfernst Du Mich von Deinem Leib?

Und ob Ich das tun werde,
Denn Pelze gibt es genügend,
Mehrere für jedes Weib

Ein Ende setze Ich dem Ganzen!

Nein ein Ende setze Ich!

Reißen willst Du mich vom Leib!

Nein zerreißen will Ich Dich!

Ersticken sollest Du in Deinem Pelz,
Meinem Fell

Schreien werde Ich!

Schreien sollst Du auf ewig

In welch unerträgliche Enge zwingst Du Mich?!
Zur ersticken drohe Ich,
Du Bösewicht!

Dein Ende, es nahe
Und Erbarmen schenke Ich Dir nicht

Ach welch Qual,
Die Unmacht droht

Der Tod schnell danach und damit eine Rebellion,
Eine, die jedem Pelzträger dieser Welt zum Verhängnis werden soll

Dann hat sie hiermit...

Begonnen

Sami Simon (12.)

Mensch und Wir

Mausetot
Mausetot
Rosenroter
Mäusekot
Vollkornbrot
Vollidiot
Vollmilchschokolade
Dunkler Schokoladenfisch
Da schmeißt's die Menschheit untern Tisch,
dass sie selbst doch Tier noch ist.

Rouben Diallo (12.)

Die Tragödie des Bären

Es gilt eine Geschichte zu erzählen, eine Geschichte, die so unglaublich ist, dass ich sie selbst nicht glauben würde, wenn ich sie nicht selbst von meinem Wolkentempel aus miterlebt hätte. Eine Geschichte über einen jungen Mann namens Jeffrey und seine Familie, seine Frau und seine zwei Kinder, irgendwo auf der Erde, auf irgendeinem Kontinent, in irgendeinem Land, in irgendeinem Dorf in einer kleinen Hütte.
Jeffrey stand jeden Morgen bei Sonnenaufgang auf, küsste seine Frau, ging aus dem Schlafzimmer über den knarrenden Holzboden zum Kinderzimmer, das gegenüber dem Schlafzimmer lag, sah nach den Kindern, ging die Treppe nach unten, ging aus dem Haus zum Brunnen hinüber, ließ einen Schwall kalten Wassers über sein Gesicht fließen, bewunderte seine Muskeln, ging wieder ins Haus, zog sich an, nahm Pfeil und Bogen, Axt und Fallen und ging auf die Jagd wie jeden Tag. Ja, ja, so geschah dies wieder und wieder, und so ekelhaft monoton ich sein morgendliches Ritual auch fand, er war etwas Besonderes, das lag auf der Hand.
Er brüstete sich immer wieder damit im Dorf, ja sogar im ganzen Land, der Stärkste zu sein, und da ich vieles sehe, kann mit Verlaub sagen, dass dies auch stimmte. Er war ein Hüne so groß wie ein Bär, er hatte kurzes, widerspenstiges, tiefschwarzes Haar und ein von der Sonne gegerbtes Gesicht und wenn er seine gewaltigen Muskelberge spannte, wusste man, warum seine grüne Jägerstracht keine Ärmel hatte. Seinen Muskeln entsprechend groß war auch sein Selbstbewusstsein. Er dachte, er könnte alles tun, denn nichts und niemand war stärker als er. Seine Stärke und seine Familie waren alles, was ihm wichtig war. *So ging er nun, der starke Mann und machte sich an die täglich Arbeit ran.*
Jeffrey ging wie jeden Morgen in den Wald um Rehe zu jagen, er war nicht zufrieden, ehe er nicht mindestens fünf erlegte Rehe auf seinen Schultern nach Hause tragen konnte. Während seiner Arbeit im Wald hielt er immer Ausschau nach einem Bären, dem er vor einiger Zeit einmal beobachtet hatte. Dieser Bär hatte eine tiefe Narbe über seinem rechten Auge, sein Fell war schwarz wie die Nacht. Dieser Bär war außergewöhnlich. Er war größer, kräftiger, schneller und intelligenter als alle anderen Bären, die Jeffrey je beobachtet hatte. Um diesen Bären rankten sich viele Geschichten, einige davon kamen von mir, andere von den Menschen, doch Jeffrey war dies egal, er hatte schon lange nach einem neuen Rivalen gesucht und in ihm, so glaubte Jeffrey, hatte er ihn gefunden. Jeffrey dachte sich in seiner durch Übermut getrübten Naivität, dass dieser Bär das einzige Lebewesen wäre, mit dem er sich noch messen konnte, genährt wurde diese Idee durch die Tatsache, dass er schon mit Wölfen, Wildschweinen, Menschen und sogar einem Löwen aus einem Wanderzirkus gerungen hatte, und natürlich hatte er gewonnen. So blieb nur noch dieser Bär, der unter den seinen etwas Besonderes war wie er.
Die Leute im wussten von Jeffreys Wunsch mit dem Bären zu ringen und fingen an Wetten abzuschließen. Denn das Leben zu dieser Zeit war durch Monotonie getrübt, es war langweilig, ein paar Sagen und Mythen halfen über die Zeit, da traute sich ein jeder eine kleine Wette zu wagen, denn etwas Spannung schlug nicht auf den Magen.
Eines Tages befahl ein Mann, Old Mac Kolham genannt, einem jungen Burschen, eines Waldläufers Sohn, eine Köderkette durch den Wald zu legen um den Bären ins Dorf zu locken. Old Mac Kolham war habgierig und ungeduldig. Er hatte viel Geld auf Jeffrey gesetzt und wollte nicht mehr auf seinen Gewinn warten und er war sich sicher, dass er nicht verlieren würde. So führte die Habgier dieses Mannes zum Fortlauf dieser Geschichte.
Eines Nachmittags hatte der beauftragte Bursche den Bären endlich gefunden, er hatte Tag und Nacht Tiere durch den Wald gelockt, bis er den Bären endlich gefunden hatte.
Als Jeffrey am Abend des selbigen Tages auf den Dorfplatz zuging, sah er eine gewaltige Menschenmenge, die um den Platz herumstand. Er hörte Gebrüll und ahnte, was vor sich ging.

Er rannte los, immer schneller, durch die Menge und sprang in die Mitte des Platzes. Da sah er ihn, diesen schwarzen Giganten, der sich im Schatten der Fackeln emporhob, über seinem Auge blitzte immer wieder eine lange Narbe auf. Seine Größe ließ die zwanzig Männer, die versuchten ihn in Schach zu halten, wie Kinder aussehen. An den Kleiderfetzen im Maul des schwarzen Riesen und dem reglosen Körper am Boden konnte Jeffrey sehen, dass es zuvor 21 Männer gewesen waren. Das donnernde Gebrüll des Bären trieb Mann und Weib die Schreckenstränen in die Augen und mit jedem neuen Ton zuckte die Menschenmenge zusammen, doch Jeffreys Kampfeslust trieb es ins Unermessliche. Er nahm einen Stein und warf diesen dem Bären gegen den Kopf. Der Bär drehte sich in einer plötzlichen Bewegung in Jeffreys Richtung. Alles wurde plötzlich still, die Kontrahenten standen sich gegenüber. Sie sahen sich tief in die Augen. Eine unerträgliche Stille lastete auf allen, die dieses Schauspiel miterlebten. Jeffrey fühlte, dass sein Herz immer schneller schlug, er stellte sich vor, wie sein Herz mit dem des Bären in einem symbiotischen Takt um die Wette schlug.
Die Sekunden vergingen und plötzlich rannte der Bär los und Jeffrey tat es ihm gleich.
Kurz bevor sie aufeinander geprallt wären, stellte der Bär sich auf seine Hinterbeine und ließ ein markerschütterndes Brüllen ertönen, doch Jeffrey rannte unbeeindruckt auf ihn zu und sprang mit aller Macht seines Körpers gegen den Bären. Sie flogen wenige Zentimeter durch die Luft, doch diese reichten dem Bären um sich im Fall zu drehen, sodass er auf Jeffrey landete. Jeffrey war ein übermenschlich starker Mann, doch der Moment, in dem er die Knochen seines Leibes unter dem Gewicht des Bären wie Espenlaub brechen hörte, gab ihm zu verstehen, dass er seinen Meister gefunden hatte.
Jeffrey fühlte, wie der Bär seine Muskeln spannte, sich über ihm erhob und zu einem alles entscheidenden Prankenhieb ansetzte. Die Menge jubelte, in Jeffreys Kopf überschlugen sich die Gedanken, Schmerz, Sorgen, Freude vergrößerten das Chaos in einer Seele. Jeffreys fiel das Atmen immer schwerer, er hörte die Menge jubeln, den Bären schnaufen, und dann das Sirren der Tatze, während sie todbringend auf ihn zuflog, doch was war geschehen? Ein lauter dumpfer Schlag und der Bär lag neben ihm. Er war tot. Jeffrey sah den Bären neben sich liegen, die erloschenen Augen. Nur grüner Schaum zeugte von der vernichtenden Wirkung des Giftes, welches sich in den Ködern von Old Mac Kolham befunden haben musste. Denn wie gesagt, Old Mac Kolham wollte gewinnen nicht verlieren, er überließ nichts dem Schicksal.
Voller Trauer und Wut über die Ereignisse, die so schnell aufeinander folgten, dass Jeffrey sie kaum erfassen konnte, verlor er das Bewusstsein.

So kam es zum Ende des mächtigen Tieres, er aß und folgte dem giftigen Fleische und war tot, bevor er Jeffrey erreichte. Der Bär fiel des Menschen Durst nach Unterhaltung zum Opfer, so geschieht's immer wieder, hört, es gibt viele Lieder. Doch meine Geschichte findet kein End, bevor der Mensch der Natur nichts schenkt. Den Platz des Bären wird Jeffrey begehren, horcht meinen Worten und lasst ihn uns ehren.

Teil 2

Jeffrey öffnete langsam seine Augen. Er sah Licht, er war in seiner Hütte, jemand hatte ihn nach Hause getragen. Auf jeden Atemzug folgte ein langer stechender Schmerz. Er versuchte seinen Arm zu heben, doch ein leises, aber schmerzvolles Knacken verriet ihm, dass er dies besser nicht versuchen sollte. Etwas juckte ihn an der Nase, es wurde immer unerträglicher, mit einem Ruck hob er seinem anderen Arm, diesmal knackte es drei Mal und zwar sehr laut und die darauf folgende Welle glühenden Schmerzes ließ Jeffrey wieder ohnmächtig werden.
So ging es nun Tag um Tag, Woche für Woche, Monat für Monat. Während dieser Zeit wuchs die Leere in seinem Herzen, er war nicht mehr wütend oder traurig über den ehrenlosen Verlust seines Rivalen, es war einfach nichts mehr in ihm, was Trauer oder Wut spüren konnte. Als er stark genug war, um zu laufen, sonderte er sich immer mehr von seiner Familie ab, für die er inzwischen zu einer Last geworden war. Die Menschen im Dorf lachten hinter seinem Rücken über ihn, so verbrachte er immer mehr Zeit im Wald, ohne Menschen. Seine Familie verließ ihn

und letztendlich bleib Jeffrey im Wald. Er benahm sich immer mehr wie ein Tier. Zuerst ernährte er sich noch von Früchten und Insekten, doch als er kräftiger wurde, fing er wieder an zu jagen, jedoch ohne menschliche Waffen. Er schlief am Tag und jagte in der Dämmerung, er hörte auf das erlegte Getier zu kochen oder zu braten, er kleidete sich in Tierfelle, bis er selbst dem Bildnis eines Tiers glich. Die Leere füllte sich.
Die Menschen im Dorf wussten von Jeffrey und seiner wunderlichen Wandlung aus den Erzählungen von Waldläufern und Jägern. Unter diesen Menschen befand sich immer noch der alte Old Mac Kolham. Er war seit dem letzten Kampf reicher als je zuvor, doch wie habgierige Menschen so sind, war viel für ihn noch nicht genug. Er hatte angefangen regelmäßig Kämpfe zu organisieren, die Menschen waren seinem Wettspiel verfallen.
Old Mac Kolham musste die Dorfbewohner weiterhin begeistern um seinen Vorteil aus ihrer Wettbegeisterung zu ziehen und so kam er auf die Idee Jeffrey zurückzuholen und ihn gegen einen neuen Gegner antreten zu lassen, einen für Geld kämpfenden Nordmann, einen der gefürchtetsten Krieger aus dem hohen Norden, die man für Geld kaufen konnte. Seine Rüstung war stark und seine Schilde hart, mit einem hölzernen Drachen kam der nordische Krieger in ihr Land. In seinem eisernen Panzer wirkte er wie ein Berg, der über die Landschaften wandelte.
So ließ Old Mac Kolham von jedem Holzfäller, Jäger und Waldläufer ausrufen, dass Jeffreys Familie in einem Brand ums Leben gekommen wäre und dass die Beisetzung in einer Woche mit einem Trauermarsch, vor Einbruch der Dunkelheit, ab dem Dorfplatz beginnen würde. Die Worte schallten durch die Wälder, bis sie die Ohren eines Tieres erreichten, das durch diese wieder zum Menschen wurde.
Am besagten Tag standen die Dorfbewohner schon in einem großen Kreis um den Dorfplatz, wohl wissend, was vor sich ging. In ihren Köpfen brannte der Hunger nach neuer Unterhaltung, sie waren abhängig. Ihnen war egal, was mit Jeffrey oder irgendjemandem passieren würde, alles, alles was sie wollten, war ihre Unterhaltung.
Jeffrey war am Dorfplatz angekommen, die Menge öffnete sich und wie ein dunkler Schatten wandelte er in die Mitte des Dorfplatzes. Die Dorfbewohner beobachteten ihn gespannt, er trug einen Mantel aus tiefschwarzem Fell, man hätte denken können, es wären seine Haare. Für ihn hatte diese ungewöhnlich große Menschenansammlung etwas Beunruhigendes. Das Tier in ihm wollte sich umdrehen und wegrennen, doch der neu entflammte Mensch in ihm zwang ihn weiterzugehen. In der Mitte des Platzes entdeckte er drei Särge, zwei kleine und einen großen, der jedoch ungewöhnlich breit war. Er öffnete den mittleren, doch was er entdeckte, war nicht seine Frau, da war er sich sicher. Er sah in zwei tiefblaue Augen. Wie Eis ließen sie Jeffrey erstarren. Er sah in die Augen des Nordmannes, der nun zu einem Hieb ausholte, der Jeffrey nach hinten kippen ließ. Die Menge lachte. Während Jeffrey sich erholte, brach der Nordmann mit seinen gepanzerten Händen durch die beiden kleinen Särge und holte eine Axt und eine Peitsche aus ihnen hervor. Jeffrey sah um sich und den Nordmann herum plötzlich mehrere Speerträger, die ihm den Rückweg versperrten, er musste kämpfen. Jeffrey merkte erst in diesem Moment, dass er reingelegt worden war.
Er hörte ein lautes hämisches Lachen hinter sich, er drehte sich um und sah Old Mac Kolham, der ihm sein verfaultes Grinsen entgegenwarf. Er sagte: „ Deine Familie ist schon vor langer Zeit ausgewandert und irgendwo auf dem Weg von hier nach dort verschollen, ha, aber wenigstens bringst du mir noch ein wenig Geld ein.“ Die Dorfbewohner lachten und um so lauter sie lachten, desto mehr schwand der Mensch aus Jeffreys Bewusstsein. Die Dunkelheit war über das Dorf hereingebrochen, Jeffreys Augen fingen an gelblich zu schimmern, so sagt man, sein wütendes Gebrüll machte dem schallendem Gelächter der Dorfbewohner ein Ende. Der Nordmann ließ seine Peitsch über Jeffrey Gesicht zischen, sie hinterließ eine lange Narbe über seinem rechten Auge. Jeffrey wurde dadurch nur noch rasender. Er brüllte wie ein Bär durch die Nacht und seine Augen leuchteten immer greller. Er sprang mit einem gewaltigen Satz auf dem Nordmann zu, schlug ihm die Axt aus der Hand und riss ihn zu Boden. Nach einem kurzen, aber blutigen Kampf rührte sich der Nordmann nicht mehr. Jeffrey stand auf, mit blutverschmiertem Gesicht sah er in die Menge und die Menschen jubelten. Doch Jeffrey jubelte nicht. Sein Gesicht

war nicht länger das Spiegelbild seiner Emotionen. Das letzte, woran er dachte, bevor er den ersten Schritt tat, war:„ Was ist passiert, als ich fest schlief? Wo ist die Welt, die ich einst verließ?“ Jeffrey tat einen weiteren Schritt und verabschiedete sich von den Menschen, er tat einen Schritt und seine Hände wurden zu Tatzen, er tat einen Schritt und die Haare seiner Fälle stellten sich auf, seine Augen leuchteten bernsteinfarben, er tat einen Schritt und versank im Bewusstsein eines Tieres eines Bären. Als er seine menschlichen Augen später ein letztes Mal öffnete, lagen die Dorfbewohner am Boden, unter ihnen auch Old Mac Kolham. Das Grauen, das sich unter seinen in Blut getränkten Füssen ausbreitete, das Wissen um seine Tat als Tier ließ seine menschlichen Augen für immer erblinden. Er rannte in den Wald, zu den anderen Tieren.

Seitdem erzählen sich die Menschen der Nachbardörfer phantastische Geschichten über das verlassene Dorf und einen Bären mit einem Fall so schwarz wie die Nacht und einer Narbe über dem rechten Auge und diese Geschichten sollen sogar noch phantastischer sein als meine mit Göttern und Menschen, die sich in Bären verwandeln…
Das war die Geschichte, die ich von meinem Wolkentempel aus beobachtet habe, neben dem bisschen Phantasie, der Personifizierung von Tieren, dem bisschen Poesie, der Gewalt der Anspielung auf Machtpolitik und Gesellschaftskritik muss jeder selber wissen, was für Lehren er aus dieser Erzählung ziehen will, egal ob sie welche enthält oder nicht.

Franziska Ditten (11.2)

Der Esel und die Affen

Vor nicht allzu langer Zeit gab es einen Esel. Er war ein sehr fauler Esel. Den ganzen Tag saß er auf seinem Sessel und sah fern. Er stand nur auf um etwas zu essen zu holen oder um auf die Toilette zu gehen. Er schaute nur Fernsehen, das war das Einzige, was er liebte.

Eines Tages klopften und kratzten ein paar aufgedrehte Affen an seine Tür und riefen: „Den ganzen Tag sitzt du in diesem Sessel und siehst fern. Komm raus und spiel mit uns!“ Zuerst wollte der Esel nicht rausgehen, er konnte doch nicht seinen Fernseher verlassen; aber schließlich ging er mit den Affen raus — aber natürlich sehr träge, obwohl sie ihn bedrängten. Nach einer Weile fragten sie:

„Wie wäre es mit Basketball?“ Der Esel sagte jedoch: „Nein! Der Ball könnte gegen meinen Kopf prallen und ich könnte dadurch eine Gehirnerschütterung kriegen. Hab ich im Fernsehen gesehen.“ „Wie sieht es mit Fußball aus?“, fragten die Affen wieder. „Nein!“, antwortete der Esel, „ich könnte mir ein Bein brechen. Hab ich im Fernsehen gesehen.“ So ging es mit allem weiter: Fangen, Baseball, Verstecken und Suchen, Wettrennen und Seilspringen. Die Affen waren verärgert und schrieen: „Du und dein Fernsehen! Wenn du das mehr als spielen magst, dann geh nach Hause, setz dich in deinen Sessel und sieh fern!“ Während der Esel nach Hause trottete und glücklich war, nicht länger seine Zeit zu verschwenden, lachten die Affen hämisch über ihn: „Verschwende deine Zeit nicht mit Mitmenschen, du könntest etwas im Fernsehen verpassen!“

Sophie Neuser (13.)

W**affe**ntheater mit K**affe**

Wie **Affe**n g**affe**n,
und dabei Zigarren p**affe**n.
TATÜ glotz glotz
TATA glotz glotz
Da staunen sie,die Baffen
das passiert wenn Mensch hat W**affe**n.
BUMM ! PENG ! AH ! NEIN !
schallt es in den "K**affe**" rein.
Da regt sich auch das schl**affe** Leben
wenn sich Mensch und Mensch umlegen.
Noch ´nen Schluck aus der Kar**affe**
Hals gestreckt wie ´ne Gir**affe**.
Noch ein Blick und schnell weg
von diesem tierisch schlimmen Fleck,
um sich Abstand zu besch**affe**n
von des Menschens Todesw**affe**n.
War´s dann Mord im **Affe**kt
ist das Drama perfekt.

Martin Wolf (13.)

Die chemische Katze

Ein Einszener in Verse gegossen
Personen:
Künstler 1 (normale Schrift) und *Künstler 2(kursiv)*
Ein grimmiger Mann (unterstrichen)

Lass uns mit chemischen Nasen, mit Spitzen,
Namen in chemische Bäume einritzen.
Lass uns dies tun nach Väterchens Sitte,
setzend die Namen in Herzeleins Mitte.

Dann lass uns harren, bis einer erscheint,
der, *schmählich verachtend die herrliche Kunst,*
die wir hinterließen im bräunlichen Dunst,
die chemische Axt nimmt und nur weil er meint,

dass es an ihm sei, die Bäume zu fällen,
lass uns ihm nahen, mit festen, mit schnellen
Schritten, schreiend, tobend, zeternd, mit hellen
Stimmen, ihm sein böses Spiel zu vergällen."

Lass uns dann fragen mit leidender Stimme:
„Was willst du verschandeln die chemische Pracht,
was schwingst du die chemische Axt im Grimme.
Sprich, Schurke, was hast du gedacht."

„Ach", „spricht dann dieser," „ihr könnt's nicht verstehen."
„Wie ist dir, ich seh', dass du weinst?
Du weinst kleine Bächlein, es ist leicht zu sehn…"
„Eine Katze hatte ich einst…

… die war mir gleich einer Königin,
schlich samtpfötig durch mein Haus,
besuchte ich einen der wenigen
Freunde, so schlich sie sich raus…

Und legte sich unter den chemischen Baum,
der stund' im chemischen Garten,
so träumte sie wohl den chemischen Traum,
und sah sie mich kommen zurück, durch den Zaun,
schnellte sie mich mit dem zarten…

Spiel ihrer Pfoten wohl zu begrüßen.
Hach, und ihr Fell, ich kann's kaum beschreiben,
braun wie die Eiche bis hinab zu den Füßen,
nie tat ich ihr Harm, ich kann es beeiden.

Doch dann fand ich mir ein ehliches Weib,
vorbei war das ruhige Leben,

sie fluchte der Katze die Pest auf den Leib
so sprach sie auch bald: „Wegen

diesem garstigen Katzenvieh,
stinkt es nach Ekel und Kot,
ganz zu verschweigen, der Lärm den sie
macht, geh, Mann, und schlage sie tot."

So packte ich sie direkt am Genick
Und schleuderte sie wie im Wahn,
herum und herum, bis ein feines „Krick"
mir sagte: nun ist es getan.

Nun war mein chemisches Kätzchen fort
und leer war der chemische Garten,
ein wüster Fleck war für mich jener Ort:
sie würde mich nie mehr erwarten.

So schwor ich mir zu büßen die Tat,
ich würde nicht eher ruhn
bis diese Welt keine Bäume mehr hat!
Hier bin ich genau dies zu tun."

Lass uns ihn dann, sobald wir gelauscht,
packen an je einer Hand,
ihn bringen dorthin wo der Blätterwald rauscht,
so schön wie er's nie gekannt.

Dann wird er weinend zu Boden gehen,
den Kopf gelegt auf den Knien:
„Es ist eine Pracht, die ich nie gesehen
Ich will fortan mit euch ziehn."

Lass uns sodann mit chemischem Samen,
den wir auf dem chemischen Schwarzmarkt bekamen
Durch unsere chemischen Städte tanzen,
die schönsten chemische Bäume zu pflanzen.

Christopher Paul (12.)

Ein fabelhaftes Märchen

Es war ein kühler Wintermorgen
Frau und Kater ohne Sorgen
Sitzend am Kamin im Sessel
Das Wasser pfiff bereits im Kessel.

Schon hörte man's läuten, laut und klar,
Die Dame frug: „Ja bitte? Wer da?"
Das Gesicht der Frau, das wurde blass,
denn eine Stimme, dröhnend im (tiefsten) Bass,
brachte die Antwort drohend hervor:

„Wir sind es, du altes Weib!
Die starken, bösen Diebe.
Flott! Mach auf! Sonst geschieht dir Leid.
Dann hagelt's Schläge und Hiebe!"

So ging noch bevor ein Ultimatum gestellt,
die Tür auf und die Wichte, die Brust geschwellt,
traten ins Hause. Wo der Kater saß
und genüsslich aus seinem Napfe fraß.

Da wurd's den Banditen wahrlich zu bunt:
„Ein Kater statt einem wachenden Hund?
Na dann" –Gelächter- „Hohoho!"
Da waren die vier Schufte froh!
Selten hat man's ihnen so einfach gemacht
verloren war nun jede Acht

Sie freuten sich, man will's gern glauben,
doch sahen sie nun des Katers Augen.
Leuchtend! Blitzend! Doch ruhig zugleich,
da wurden den Räubern die Knie weich.
Die Hand an den Degen, sie blickten sich an
Und noch ehe sie sahen, wie der Kater sprang,
suchte einer von ihnen das Weite.

Da standen sie nun, nur noch zu Dritt.
Der Größte tat den ersten Schritt,
der Kleinste fing schon an zu schrein –
er hatte des Katers Krallen im Bein.

Blutend fiel der Räuber zu Boden,
die andern beiden begannen zu toben
und gleißend gingen die Klingen nieder
der Kater gähnte und schloss seine Lider.
In aller Ruhe tapste er zum Tisch,
rollte sich drunter und aß seinen Fisch.

Er langweilte sich und lauschte den beiden.
Die Degen, vernahm er, zurück in den Scheiden,
vom Flure schallte ein schmeichelndes Rufen:
Fisch! Frischer Fisch!

Durch diese Laute nach draußen gelockt
Traf den Kater sausend ein Stock.
Doch ein Räuber, o weh, der arme Tropf,
bekam ihn vorm Kater noch auf den Kopf.
Da war's nur noch einer, der rauben wollte,
doch war's nun der Kater, der sich trollte.

Noch die Angst in den Augen, stutzte der Mann,
ob er die Beute nun doch noch bekam?
Doch sah er nicht die alte Frau.
„Verschwinde! Hau ab! Bevor ich dich hau!"
Schon ging das Nudelholz herab
Und auch der letzte Schuft machte schlapp.

Der Tag darauf, es fiel wieder Schnee,
der Kater aß Fisch, die Dame trank Tee.
Überm Kamin hing das Nudelholz
Frau und Kater waren stolz.
Drei Räuber lagen im Krankenhaus,
der vierte, der nahm noch immer reißaus.

Sophie Weber (11.2)

Rotkäppchen und Wölfchen

Es war einmal ein Mädchen, das hieß Rotkäppchen, weil es immer eine rote Kappe auf dem Kopfe trug. Eben dieses Mädchen wurde einst von seiner Mutter losgeschickt, um der kranken Großmutter, die hinter dem Walde wohnte, ein wenig Kuchen und Wein zu bringen. Doch bevor die Kleine losging, ermahnte sie die Mutter noch: „Geh nicht vom Wege ab, denn es gibt nicht nur liebe Tiere im Wald..." Rotkäppchen versprach den Worten der Mutter zu folgen, der Großmutter schöne Grüße zu bestellen und machte sich auf den Weg durch den finsteren Wald. Schon bald hatten sie die duftenden Blumen vom Wege gelockt und sie hatte sich verirrt. Und ehe sie sich versah, stand der große Wolf vor ihr. Sein struppiges Fell hing an ihm herab und Speichel tropfte aus seinem Schlund hervor. Rotkäppchen aber, die keine Angst vor Tieren hatte, begann dem Wolf sein Fell zu kraulen und sagte: „Du bist aber ein liebes Hündchen und ein so hübsches noch dazu.." „Wolf, ähm, Wölfchen, wenn ich bitten darf", erwiderte da der Wolf mit einem Knurren zwischen den Zähnen. „Ei fein, du hast ja einen schönen Namen. Komm mit, du wirst meiner Großmutter bestimmt gefallen. Ich kann doch nicht zulassen, dass du hier im finsteren Wald erfrierst." Mit diesen Worten band sie ihm ihre rote Kappe um und gemeinsam fanden sie den Weg zum Haus der Großmutter. „Ach mein Rotkäppchen", rief da die Alte mit zittriger Stimme aus ihrem Bett, „wie schön, dass du mich mal wieder besuchst. Ach, und wen hast du denn da noch mitgebracht?" „Ach Großmutter, das ist Wölfchen, den Armen hab ich im Wald gefunden." „Was für ein reizendes Hündchen, sieh nur, es gibt sogar Pfötchen. Wie können die Leute nur einen so wohlerzogenen Hund in diesem finsteren Wald aussetzen?" Die Großmutter schüttelte den Kopf, dann wandte sie sich an Wölfchen: „Sag nur, warum hast du denn so struppiges Fell?" Da antwortete der Wolf mit einem Schluchzen: „Weil es im Wald niemanden gibt, der meine frühere Haarpracht wieder in Ordnung bringen könnte." Da fragte die Großmutter weiter: „Aber um Himmels Willen, warum hast du denn so blutunterlaufene Augen?" „Ich habe wohl von dem schlimmen Herbstwind draußen ein wenig Zug bekommen", jammerte da der Wolf und eine Träne rollte über seine Wange. „Und wieso riechst du so grässlich aus deinem Schlunde?", wollte die Großmutter noch wissen. „Glaub` nur, wie schwer es ist, sich im Wald gesund zu ernähren", weinte der Wolf bitterlich. „Ach mein armer Kleiner", sagte die Großmutter und kraulte Wölfchen hinter den Ohren. Und Rotkäppchen sagte an Wölfchen gewandt: „Nun, dann wird Frauchen mal in die Speisekammer gehen und ein bisschen Futter für ihren Süßen holen." Und siehe da, nach einigen Minuten kam sie mit einer Dose eingelegter Wiener Würstchen zurück. Bald darauf kaute der Wolf genüsslich an seinem Schmaus, während die Großmutter und das Rotkäppchen ein heißes Bad einließen und ein gemütliches, mit Satin gefüttertes Körbchen für ihn bereitmachten. Und als der Wolf bzw. Wölfchen mit dem Bad fertig war, sein Fell glänzte und er nach Rosenöl duftete, rollte er sich in seinem Körbchen zusammen und genoss das Schlaflied, das Rotkäppchen ihm vorsang, bis ihm die Augen zufielen und er erschöpft, aber zufrieden in einen tiefen Schlaf fiel.
Und wenn sie nicht gestorben sind, dann muss man sich nicht wundern, wenn es heutzutage mehr Hunde als Wölfe gibt.

Irina Sulaver

Gut gebrüllt, Bär

Was bleibt einer Stadt
die Berlin heißt
als die Identität der Bären
zu übernehmen.

Und somit geschmacklos
bemalte Plastikkreaturen
die sich als Bären ausgeben
zu adoptieren.

Leblose Bären
halten stets still.

Seien es Einheimische
die sie beschmieren,
Kinder
die sie malträtieren,
Touristen
die sie berühren
und dabei fotografieren

Oder seien es solche
die sich für ausreichend Scheine
(versteht sich)
einen Miniaturbären gewähren
den sie dann
auf ihre Vitrine überreden

Sogar dort,
im Staube der Erinnerung
wenn Bären
zwischen anderen Andenken

ihren Platz beziehen
werden sie weder die Fassung verlieren,
noch spöttisch die reglose Miene verziehen,
wenn deren Käufer damit protzen
Berlins Wahrzeichen zu besitzen
Schließlich repräsentieren sie
keine Stadt
dieser Welt
für Geld.
Wohlerzogene Tiere
lassen sich nicht
prostituieren!

Tolle Bären!
Wenn Berliner bloß so wären.

Außerdem:
waschechte Pseudobären
lieben es zu belehren.
So werden sie dem Eiffelturm
einiges erzählen,
über Berlin,
die Stadt der Tiere!

Nicht selten
begegnet man auf der Straße
rechtsabbiegenden
querulierenden
Menschenaffen.

B ist auch Bleibe
der freundlichen und schmutzigen
Motz Mäuse

Bürgersteigdiktatur
der fröhlichen Köter
die das in den Hintern geschobene,
(aus Freude an Immunität)
reichlich entladen.

Kiez
des schlaflosen Katzenvolkes
welches im weißen Rauch des...
Schornsteines
seine Nächte versüßt.

Und Hauptstadt
der komischen Vögel
die befreit von allen Zwängen
ausgelassen auf
„.Bonnie ‘s Ranch“ flattern.

Und bevor dem Bären
die Stille der Starre droht
wird er brüllen:
„Oh Berlin,
Paradies der Tiere!
Am wenigsten aber
das der Bären.
Warum müssen wir
die Drecksarbeit des Wahrzeichens
erledigen?“

Jetzt hält es das Maul
Welch Herrlichkeit!
in Ewigkeit.

Und schaut dabei recht traurig.